

Der Tod schleicht durch London



Der Tod schleicht durch London

Tony Ballard Nr. 41

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 13.04.1984

Der Tod schleicht durch London

Ich stieg aus meinem weißen Peugeot 504 Tl und blickte mich um. Hier muß es sein, dachte ich, und ließ die düstere Gegend auf mich einwirken. Vor mir breitete sich ein Acker wie ein braunes Tuch aus.

Er erstreckte sich bis zu einem dichten bunten Mischwald. Der Herbst stand vor der Tür und zeichnete verspielt seine Farbkleckse in die Natur.

Es war später Nachmittag, die Dämmerung setzte ganz langsam ein, und über dem Acker hingen unheimlich anmutende Nebelschleier. In dieser tristen, einsamen Gegend außerhalb Londons wohnte ein Mann, der kein Mensch war. Ihm wollte ich einen unangemeldeten Besuch abstatten…

Er nannte sich Paul Fechette und lebte aus gutem Grund sehr zurückgezogen. Kein Mensch, kein Tier – ein Wesen war er, nicht von dieser Welt, und doch hier ansässig.

Früher sollte er für die schwarze Macht wertvoll gewesen sein.

Heute war er das nicht mehr.

Es gibt Schwarzblütler, die altern nie. Und dann gibt es welche, deren Energie abbaut. Damit sind sie uns Menschen sehr ähnlich.

Wir wachsen heran, erreichen am Zenit unseres Lebens den Höhepunkt unserer Leistungskraft und sinken dann allmählich dem Alter entgegen, das mit unserem Tod endet.

Fechette würde es ähnlich ergehen. Sein Abstieg vollzog sich unaufhaltsam, die Magie, die ihm früher in reichem, für uns Menschen gefährlichen Maße zur Verfügung stand, erlosch ganz langsam.

Wenn sie nicht mehr vorhanden war, würde Fechette eingehen in die Unendlichkeit des schwarzen Imperiums. Es würde ihn aufsaugen und aus ihm und vielen anderen seiner Sorte neues Leben schaffen.

Obwohl sich Fechette also zweifellos auf dem absteigenden Ast befand, war es für mich ratsam, vorsichtig zu sein, denn es bestand die Möglichkeit, daß der schwache Dämon – in einem kurzen Aufflackern seiner Rest-Magie – über sich selbst hinauswuchs.

Die Nebelbank schob sich träge auf mich zu und hüllte mich ein.

Bald war die Sicht so schlecht, daß ich die Hand nicht mehr vor den Augen sehen konnte.

Ein Vorteil für Fechette. Wenn er wußte, daß ich hier aus dem Wagen gestiegen war, konnte er rechtzeitig im Schutze dieser grauen Schwaden Maßnahmen gegen mich treffen.

Ich war absichtlich nicht mit dem Peugeot in den Wald gefahren, um mich nicht zu verraten. Lieber wollte ich den Dämon mit der absterbenden Magie überraschen.

Bevor ich losmarschierte, prüfte ich den Sitz meines Colt Diamondback, der in der Schulterhalfter steckte. Bewaffnet war ich außerdem mit einem magischen Flammenwerfer, drei silbernen Wurfsternen und dem Dämonendiskus, der an einer Kette um meinen Hals hing.

Meinen magischen Ring besaß ich nicht mehr. Man hatte ihn mir im Hallenbad gestohlen. [1]

Ich hätte mich am liebsten jetzt noch geohrfeigt, weil ich diesen für mich so wertvollen Ring, der mir über so viele Jahre hervorragende Dienste geleistet hatte, abgelegt hatte.

Ob ich den Ring jemals wiederbekommen würde, war mehr als fraglich. Tucker Peckinpah, der reiche Industrielle, unternahm zwar alle Anstrengungen, um meinen Ring wiederzubeschaffen, doch bisher zeichnete sich nicht der gewünschte Erfolg ab.

Ich trabte nicht die Straße entlang, sondern überquerte das Feld,

denn das war der kürzere, der direkte Weg zu Fechette. Hin und wieder stolperte ich über dicke Erdklumpen, die der Pflug aufgeworfen hatte, und das feuchte Erdreich beschmutzte meine hellen Rauhlederschuhe. Es würde schwierig sein, sie wieder sauberzukriegen, doch darauf nahm ich keine Rücksicht.

Ich konzentrierte mich auf das schwarze Wesen.

Der Anruf hatte mich zu Hause erreicht. Meine blonde Freundin Vicky Bonney gab mir gerade das Glas Pernod, um das ich sie gebeten hatte, als das Telefon anschlug. Ich nippte noch schnell von meinem Drink und nahm dann den Hörer ab.

»Tony Ballard.«

»Der Dämonenhasser, nicht wahr?« sagte eine krächzende Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Ich zähle Dämonen nicht gerade zu meinen besten Freunden«, gab ich zu.

»Ich auch nicht, nur fehlen mir die Mittel, sie zu bekämpfen, deshalb wende ich mich an Sie.«

»Das ist sehr vernünftig, Mister… Wie war doch gleich Ihr Name?

Der Anrufer lachte. »Ich habe ihn nicht genannt, deshalb konnten Sie ihn nicht verstehen. Wir wollen es auch dabei belassen, Mr. Ballard. Ich bin nicht gerade ein Draufgänger, verstehen Sie? Und vor Dämonen habe ich einen heillosen Respekt.«

»Das kann ich verstehen.«

»Wenn ich ehrlich sein soll, ich bewundere Männer wie Sie. Ich wäre auch gern mutig, aber meine Grenzen sind diesbezüglich sehr eng gesteckt.«

»Was kann ich für Sie tun?« erkundigte ich mich.

Der Anonymus lachte. »So viele Dämonen wie möglich ausrotten. Ich weiß, Sie tun, was Sie können, aber diese Brut wächst immer wieder nach. Manchmal sogar schneller, als man sie erledigen kann.«

Ich nahm wieder einen Schluck vom Pernod, hob das Glas und betrachtete die goldgelbe Flüssigkeit, während ich geduldig darauf wartete, bis der Mann zur Sache kam.

»Es gibt zum Glück auch Dämonen, die – gewissermaßen – einem Alterungsprozeß unterworfen sind. Von so einem möchte ich Ihnen erzählen. Er nennt sich Paul Fechette, wohnt etwa zwanzig Kilometer außerhalb Londons in einem finsteren Wald. Seine Magie hat schon stark abgebaut, aber für Leute wie mich ist er immer noch gefährlich. Sie sollten deshalb zu ihm fahren und seinen Untergang beschleunigen.«

»Wie sieht Fechette aus?« wollte ich wissen. »Können Sie ihn beschreiben?«

»Groß, breitschultrig und unnatürlich blaß ist er, und er lebt in seiner kleine Waldhütte wie ein Einsiedler. Pilzesammler, die sich zu

nahe an seine Hütte heranwagten, wurden nie wieder gesehen.«
»Was geschah mit ihnen?«
»Fragen Sie Fechette. Ich weiß es nicht. Werden Sie zu ihm fahren, Mr. Ballard?«
»Ich möchte mich mit einem Feuerwerkskörper vergleichen«, sagte ich. »Sie haben die Lunte angezündet, und ich bin nun gezwungen, abzuzischen.«
»Aber sehen Sie sich vor!«
»Das tu' ich immer, sonst würde ich schon lange nicht mehr leben.«
»Das ist wahr… Ich kenne übrigens die traurige Geschichte Ihres Freundes Fystanat«, sagte der Anrufer zu meiner großen Überraschung.
»Von wem?« fragte ich schnell.
»Ein Mann wie ich hört viel, Mr. Ballard. Irgendeinen Vorzug muß ich schließlich auch haben. Ich weiß vom ›Weißen Kreis‹, dieser Vereinigung, die Pakka-dee, der Mann aus der Welt des Guten, gegründet hat. Ziel und Zweck des ›Weißen Kreises‹ ist die Bekämpfung jedweder schwarzen Bewegung.«
»So ist es.«
»Als Fystanat aus der Welt des Guten kam und zum ›Weißen Kreis‹ stoßen wollte, funkte der Silberdämon Metal mit seiner Freundin, der Zauberin Arma, dazwischen.«
»Sie sind wirklich erstaunlich gut informiert«, sagte ich beeindruckt. »Wollen Sie mir nicht doch Ihren Namen verraten?«
»Nein, lieber nicht.«
»Sie brauchen keine Angst zu haben, daß ihn Fechette erfährt. Das befürchten Sie doch, nicht wahr?«
»Ich blühe lieber im verborgenen, Mr. Ballard. Sie sollten diesen Wunsch respektieren, sonst hänge ich ein.«
»Nicht doch, nicht doch, Mister… Ich rede Leute, mit denen ich spreche, nur gern mit dem Namen an.«
»Metal und Arma wollten Fystanat vernichten; er hätte im Sarg der tausend Tode ein schreckliches Ende finden sollen. Nun, das blieb dem Mann aus der Welt des Guten zwar erspart, aber er ist seither magisch gelähmt, und keiner von Ihnen weiß, wie man ihm helfen kann.«
»Das ist leider richtig.«
»Ein Tip von mir, Mr. Ballard: Fragen Sie Fechette…«
»Wollen Sie damit sagen, er weiß, wie man Fystanat aus dieser schon endlos lange dauernden Lähmung holen kann?« fragte ich aufgeregt.
»Ja, ich glaube, Fechette kann Ihnen helfen. Natürlich wird er es nicht freiwillig tun. Sie müssen ihm Daumenschrauben anlegen.«
»Das werde ich tun!« sagte ich grimmig. »Das werde ich ganz bestimmt tun.«
»Viel Glück, Mr. Ballard.«

»Danke.«
»Sollte ich wieder mal einen Tip für Sie haben, melde ich mich.«
»Tun Sie das. Schade, daß ich Ihren Namen nicht weiß. Ich würde irgendwann mal mit Fystanat vorbeikommen und mich persönlich bei Ihnen bedanken.«
»Das ist nicht nötig«, sagte der Anonymus. »Wenn Sie Fechette fertigmachen, ist mir das Dank genug.«
»Aus welchem Grund hassen Sie Fechette so sehr?«
»Müssen wir Menschen nicht alle Dämonen hassen? Sie bedrohen uns ständig, gefährden unsere Existenz, schränken unseren Lebensraum ein und tun alles, um die Welt in ihren grausamen Würgegriff zu bekommen. Ist es da verwunderlich, wenn wir nichts für diese Höllenbrut übrighaben?«
»Ich werde mich um Fechette kümmern«, sagte ich und ließ mir noch ganz genau beschreiben, wo der absterbende Dämon zu finden war. Dann legte ich auf.
Vicky, der ich den vollen Inhalt des Anrufs widergab, meinte, der anonyme Anrufer könnte mich in eine Falle locken.
»Dieses Risiko muß ich eingehen«, sagte ich. »Wenn die Chance besteht, Fystanat zu helfen, nehme ich jedes Wagnis auf mich.«
Und nun lief ich durch den Nebel und hoffte, daß Paul Fechette noch nicht wußte, daß sich jemand seiner Behausung näherte.
Menschen, die sich zu nahe an das Waldhaus herangewagt hatten, wurden nie mehr wiedergesehen, hatte der Anonymus gesagt. Was war mit ihnen passiert? Was hatte ihnen Fechette angetan? Hielt er für mich das gleiche Schicksal bereit?
Ich lief durch hohes, leise raschelndes Gras. Der Nebel zog weiter, und ich hatte wieder ungehinderte Sicht, abgesehen davon, daß die Dämmerung immer rascher fortschritt und schon bald in Dunkelheit übergehen würde.
Aus Erfahrung wußte ich, daß die Schwarzblütler am Tage nicht ganz so stark waren wie bei Nacht. Die Dunkelheit war ihre Verbündete.
Aus ihr bezogen sie zusätzliche Kräfte.
Würde es bei Paul Fechette auch so sein?
Ich gelangte auf einen schmalen Pfad, der nach wenigen Metern in den finsteren Wald hineinknickte. Ein gespenstisches Rauschen und Rascheln umgab mich. Hin und wieder drang ein unheimliches Knarren an mein Ohr.
Das war nichts für ängstliche Naturen.
Meine Augen versuchten sich auf die Dunkelheit einzustellen. Immer wieder blickte ich mich mißtrauisch um, war bereit, mich zu verteidigen, denn Fechette konnte theoretisch jederzeit und überall auftauchen und mich angreifen.
Mein Körper war angespannt wie die Feder einer aufgezogenen Uhr,

und meine Sinne waren hellwach. Schließlich ging's ums Überleben, da ist man besonders vorsichtig.

Ich nahm viele Geräusche wahr und versuchte sie zu selektieren.

Alle Laute, die die Natur hervorbrachte, waren harmlos, sie brauchte ich nicht zu beachten.

Wenn sich aber ein anderer Laut dazwischenmengte, wie zum Beispiel dieses Knacken eines trockenen Astes…

Ich wirbelte herum. Auf dem Boden liegende Äste brechen nicht von selbst. Jemand mußte draufgetreten sein.

Jemand…

Paul Fechette?

Etwas huschte durch die Dunkelheit. Nicht auf mich zu, sondern von mir weg! Springend, auf vier Beinen. Das war Flucht. Konnte Fechette verschiedene Gestalten annehmen?

Atax zum Beispiel, die Seele des Teufels, war dazu in der Lage.

Schaudernd erinnerte ich mich an mein letztes Abenteuer. Zuerst war Atax, mein Erzfeind, ein Mann Namens Ashlock gewesen. Doch das blieb er nicht. In einem New Yorker Lagerhaus verwandelte er sich vor meinen Augen in eine Termitenkönigin, die unzählige Larven produzierte, aus denen im Handumdrehen gefährliche Teufelstermiten wurden…

Ich hörte das schnelle, dumpfe Stampfen von zarten Hufen, die über den Waldboden fegten, und ich wußte, daß ich mich wieder entspannen konnte. Es war nur ein harmloses Reh, das erschrocken das Weite suchte.

Ich atmete auf und setzte meinen Weg fort.

Wenig später zog ein Lichtschein meine Aufmerksamkeit auf sich.

Das Waldhaus… dachte ich und stand auf einer ovalförmigen Lichtung. Das Dach hing in der Mitte durch, war notdürftig geflickt.

Wenn es regnete, mußte Fechette bestimmt mit dem Schirm durchs Haus laufen.

Ich duckte mich, wartete zwei, drei Minuten reglos und rannte dann auf das alte, schäbige Haus zu. Die Wände waren schief, an vielen Stellen fehlte der Verputz, Feuchtigkeitsflecken zeichneten sich am Mauerwerk ab.

Gesund war es nicht, in diesem Waldhaus zu wohnen, jedenfalls nicht für einen Menschen. Ob es Fechette etwas ausmachte, würde sich in Kürze herausstellen.

Ich erreichte das Gebäude, drückte mich an die Hauswand und riskierte einen ersten Blick durch eines der erhellten Fenster.

Es sah chaotisch in Fechettes Haus aus.

Ihn selbst konnte ich in dieser Unordnung nicht entdecken. Ich streckte mich, um mehr von dem Raum überblicken zu können.

Nichts. Fechette schien nicht zu Hause zu sein.

Dagegen sprach, daß Licht brannte.
Ich tastete mich an der feuchten Wand entlang und erreichte die Haustür. Sie bestand aus altem, morschem, zerkratztem Holz. Die eisernen Beschläge waren rostzerfressen.
Behutsam legte ich meine Hand auf die Klinke. Sie war kalt, und diese Kälte durchströmte meinen Arm. Bis zu meiner Schulter kroch sie hoch, und weiter zum Nacken.
Langsam drückte ich die Klinke nach unten. Ein leises, kaum wahrnehmbares Schaben war zu hören. Sekunden später ließ sich die Tür öffnen. Millimeter um Millimeter drückte ich sie nach innen, damit mich kein Knarren verraten konnte.
Es kostete mich viel Zeit, doch ich hatte keine Eile. Es war nicht wichtig, wie schnell ich mit Fechette fertigwurde, sondern nur, daß ich ihm das Handwerk legte.
Sobald die Tür weit genug offen stand, schlüpfte ich in das Haus.
Ein unangenehmer Geruch legte sich auf meine Lungen. Es roch nach Fäulnis und Verwesung.
Ging das von Paul Fechette aus? Kam ich zu spät? Hatte der Schwarzblütler inzwischen seinen dämonischen Geist aufgegeben?
Verdammt, dann konnten wir Fystanat wieder nicht helfen. Die magische Lähmung des Mannes aus der Welt des Guten lag mit seit langem im Magen. Wir hätten ihm alle furchtbar gern geholfen, aber wenn all die Außerirdischen nichts für Fystanat tun konnten, sah ich mich erst recht außerstande, ihm zu helfen.
Deshalb klammerte ich mich an diese Möglichkeit wie ein Ertrinkender an den Strohhalm. Vielleicht war der Tip des anonymen Anrufers etwas wert, dann brauchte Fystanat bald nicht mehr wie tot auf dieser Ledercouch zu liegen. Wie tot ist eigentlich nicht ganz richtig, denn der Mann aus der Welt des Guten war bei Bewußtsein, man konnte sogar mit ihm reden.
Aber bewegen konnte er sich nicht, seit ihn die magischen Ratten, die die Zauberin Arma schuf, gebissen hatten.
Nun, vielleicht ließ sich das endlich ändern.
Mit Fechettes Hilfe.
Ich lauschte gespannt in die Stille des Hauses hinein. Ich wäre leichtsinnig, ja verrückt gewesen, dem Frieden zu trauen. In jedem Winkel konnte eine tödliche Gefahr lauern.
Langsam schlich ich vorwärts. Links entdeckte ich eine Treppe, die in den Keller hinunterführte. Ich würde ihn mir ansehen, nachdem ich mich hier umgeschaut hatte.
Lautlos betrat ich den Raum, in dem ich vorhin durch das Fenster geblickt hatte. Je länger ich Fechette nicht zu Gesicht bekam, desto mehr wuchs meine Spannung.
Ich bewegte mich wie ein Einbrecher. Ein Mensch hätte von meiner

Anwesenheit mit Sicherheit nichts mitbekommen, aber Paul Fechette sah nur aus wie ein Mensch. Ihm mußte meine Anwesenheit nicht unbedingt verborgen geblieben sein.

Schränke, ein Tisch, Stühle, eine Sitzbank – alles schrecklich abgewohnt, reif für den Müll.

Daraus bestand die Einrichtung des Raumes, in dem ich mich im Augenblick befand. Ich warf einen Blick hinter die Bank, deren Stoff an vielen Stellen zerschlissen oder aufgerissen war. Ich schaute unter den Tisch und in die Schränke.

Er ist da, raunte mir eine innere Stimme zu. Irgendwo steckt er.

Bleib vorsichtig. Mach jetzt nur keinen Fehler. Bestimmt wartet er darauf.

Die Tür zum Nachbarraum war offen. Meine Hand glitt in die Lederjacke. Ich zog meinen Colt Diamondback aus der Halfter. Eigentlich hätte ich es schon vor dem Betreten dieses unheimlichen Hauses tun sollen.

Nun, ich holte es jetzt nach und entsicherte die Waffe.

Während ich mich der offenstehenden Tür näherte, fragte ich mich, welche Register meinem Gegner zur Verfügung standen. War er imstande, sich unsichtbar zu machen? Teufel, das hätte mir nicht gefallen. Jede Gefahr, die man siehst, ist nur halb so gefährlich. Man kann sich auf sie einstellen. Aber wenn man einen Feind nicht einmal sehen kann, wird’s verdammt kritisch.

Ich hoffte, daß Fechette diese Fähigkeit nicht besaß.

Hätte er, als Unsichtbarer, mich nicht schon längst angegriffen?

Unzählige Gelegenheiten hätte er dazu schon gehabt.

Ich erreichte die offene Tür, blieb einen Moment stehen, federte dann mit einem weiten Satz vor und drehte mich nach links. Blitzschnell schwang meine Waffe mit.

Ich blickte hinter die Tür, dann dahinter hätte der Schwarzblütler lauern können, doch das war nicht der Fall.

Ich befand mich auch in diesem Raum allein. Vor mir stand ein Bett, das diese Bezeichnung kaum noch verdiente. Daneben gab es eine Waschgelegenheit und keine Möglichkeit für Fechette sich zu verstecken. Auch unter dem Bett nicht.

Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, daß Fechette da war.

Und im nächsten Augenblick erhielt ich dafür die Bestätigung.

Ein schauriges Röcheln, das mir durch Mark und Bein ging, geisterte durch das Haus…

***

Trinken war ihm die liebste Beschäftigung, deshalb war er auch kaum mal nüchtern. Er schluckte alles, was ihm in die Quere kam, angefangen vom teuersten Whisky bis zum billigsten Fusel, wobei man

sagen muß, daß er den teuren Whisky nur am Anfang seiner Säuferkarriere getrunken hatte.

Heute mußte er sich mit Wermut, miesem Rum oder ekelhaftem Korn zufriedengeben, und neulich versuchte er sogar verdünnten Methylalkohol, damit seine Kehle nicht austrocknete.

Die Welt war für ihn nur dann in Ordnung, wenn er blau war. In den wenigen nüchternen Momenten überkam ihn stets ein furchtbarer Katzenjammer, dem er tunlichst mit ein paar Drinks den Kampf ansagte.

Sie nannten ihn den »Anwalt«, und Rechtsanwalt war er tatsächlich mal gewesen, aber das lag so lange zurück, daß er meinte, er müsse diesen Beruf in einem anderen Leben ausgeübt haben.

Seelenwanderung – warum nicht? Damals war er ein angesehener, cleverer Rechtsanwalt gewesen, heute war er Penner, und damit war er noch gut bedient, wie er meinte. Seine Seele hätte ja auch in ein Krokodil oder in eine häßliche Kröte schlüpfen können.

Es gab Tage, da fiel es Clive Hogan nicht schwer, Geld für seine Drinks aufzutreiben. Da er in der Londoner Unterwelt bekannt wie ein bunter Hund war, konsultierten ihn oft kleine Ganoven.

Natürlich ließ er sich seine Rechtsauskünfte bezahlen. Für unbedeutende Angelegenheiten verlangte er einen Drink, war die Auskunft mehr wert, erhöhte er die Anzahl der Drinks, und manchmal verlangte er sogar eine Pulle Schnaps.

Was er den Verbrechern sagte, war verbindlich, denn er kannte sich mit den Gesetzen immer noch aus. Er durfte nur keine Anwaltspraxis mehr betreiben und war schon lange nicht mehr bei Gericht zugelassen, dafür hatte die Anwaltskammer gesorgt, denn er war eine »Schande für den gesamten Berufsstand« – so scharf hatte man das formuliert.

Er wäre niemals so weit abgerutscht, wenn es keine Frauen auf dieser Welt gegeben hätte.

»Frauen sind an jedem Unglück schuld«, das behauptete er heute steif und fest. »Sie saugen uns wie Vampire das Blut aus. Ohne das geringste Mitleid. Wenn wir dann entkräftet zusammenbrechen, steigen sie hocherhobenen Hauptes über uns hinweg und wenden sich einem anderen Opfer zu. Ich weiß, wovon ich spreche. Ich bin selbst einer solchen Vampirin in die Hände gefallen. Machtlos war ich, wie gelähmt. Das Teuflische daran ist, daß man seinen Untergang bis zuletzt genießt. Erst wenn man allein ist, kommt das böse Erwachen. Aber dann ist es zu spät. Zu spät für alles. Es bleibt nur noch ein einziger Trost: der Alkohol.«

Amanda hatte das Mädchen geheißen, das Clive Hogan für seinen Niedergang verantwortlich machte.

»Ich ließ ihretwegen wichtige Termine platzen, stürzte mich in

Schulden, um sie an mich zu binden, überhäufte sie mit Geschenken«, erzählte er jedem, der es hören wollte. »Ich schloß die Kanzlei und fuhr mit ihr nach Brighton, wenn sie es wollte. Ich war mit ihr in Las Vegas und Monte Carlo und verspielte meinen letzten Hosenknopf, um Amanda zu gefallen. Meine Karriere opferte ich ihr. Slim Bender, der Staranwalt, ist heute jedermann in London ein Begriff. Ich war besser als er. Man prophezeite mir einen sagenhaften Aufstieg, aber Amanda sorgte dafür, daß ich mir diese große Chance gründlich vermasselte. Als die Schulden mir über den Kopf wuchsen, als ich Amanda klarmachte, daß ich mit ihr keine so weiten Reisen mehr unternehmen könne, daß es auch vorbei sein müsse mit den vielen teuren Geschenken, gab sie mir auf beide Wangen einen oberflächlichen Kuß, sagte, es wäre nicht übel mit mir gewesen, aber sie hätte da jemand an der Angel, der ihr all das zu bieten bereit wäre, wozu ich nicht mehr in der Lage sei. Ich Dummkopf hatte geglaubt, es wäre Liebe dabei, aber das war ein verhängnisvoller Irrtum. Als sie ging, betrank ich mich, und ich bin bis heute nicht nüchtern geworden. Das soll mir erst mal einer nachmachen.«

Das waren Hogans Ansichten.

Er sprach oft darüber.

An diesem milden Septemberabend hatte er eine längere Sitzung mit Bert Huncey gehabt. Sie hatten sich in einer Bar am Ufer der Themse getroffen, und Bert ließ gleich eine Flasche Scotch auffahren, die sie während ihrer ausführlichen Unterhaltung leerten.

Natürlich achtete Hogan darauf, daß er Huncey immer ein paar Drinks voraus war. Zum Schluß wußte der Gangster, was er zu tun hatte, und Clive Hogan war wieder einmal sternhagelvoll.

Glücklich grinsend verließ er die Bar. Der Gehsteig schwankte unter seinen Füßen wie die Planken eines Schiffes bei Windstärke zehn. Deshalb ging Hogan breitbeinig wie ein Seemann, und er umarmte liebevoll jede Laterne, die ihm auf seinem Weg begegnete.

Er wußte eigentlich nicht genau, wohin er ging. Es war ihm egal.

Wenn er getrunken hatte, war ihm alles gleichgültig. Die ganze Welt schwamm für ihn dann in einem Meer von Gleichgültigkeit.

Es wäre nicht schlecht gewesen, sich ein wenig auszuruhen. Hogan leckte sich über die Lippen, wischte sich über das mit Bartstoppeln übersäte Kinn, lehnte sich an die Hausfassade und versuchte draufzukommen, wohin es ihn nun eigentlich verschlagen hatte.

In seinem benebelten Geist tauchte das Straßenschild auf, das er vorhin passiert hatte.

»Fleet Street?« murmelte er. »Kann das die Fleet Street sein? Mist, dann gehe ich ja in die falsche Richtung.«

Sein Zuhause, das Männerheim in der Southwark Street, befand sich auf der gegenüberliegenden Seite der Themse.

»Ach was«, brabbelte er. »Ist ja egal.«

Leute gingen an ihm vorbei. Sie wichen ihm aus. Manche machten sogar einen großen Bogen um ihn, als hätte er eine ansteckende Krankheit.

Er grinste sie an. »Ja, nehmt euch vor mir in acht. Ich habe die Tollwut, Leute. Wenn ich euch beiße, steht euch in ein paar Tagen der Schaum vorm Mund.«

Man warf ihm verächtliche Blicke zu. Es störte ihn nicht. Er war das gewöhnt.

»Schlafen, schlafen«, brummte er. »Ich möchte jetzt irgendwo mein müdes Haupt hinlegen. Nur für eine Stunde oder so. Bis mein Schädel nicht mehr so furchtbar schwer ist.« Er kicherte. »Bert Huncey mußte ganz schön tief in die Tasche greifen, aber das macht nichts, das kommt bei Bert schnell wieder rein.«

Er ging weiter, bog um die Ecke und entdeckte eine breite Garagenabfahrt.

»Alles klar, Clive«, sagte er zu sich. »In diese neuzeitliche Höhle ziehst du dich für ein Weilchen zurück. Dort unten stehen garantiert eine Menge Fahrzeuge, und mit Sicherheit sind nicht alle abgeschlossen.«

Er stolperte die Abfahrt hinunter. Sie war steil; er fing an zu laufen, obwohl er das eigentlich gar nicht wollte.

Unten fing ihn ein runder Betonpfeiler auf. Er hielt sich daran kurz fest, trat anschließend einen Schritt zur Seite und ließ seinen glasigen Blick schweifen.

Beim dritten Versuch, eine Autotür zu öffnen, hatte er Glück. Er stieg ein, suchte nach dem Hebel, mit dessen Hilfe man die Rückenlehne verstellen konnte, und machte es sich Augenblicke später auf dem Liegesitz bequem. Beide Arme schob er unter seinen Kopf, lächelte mit geschlossenen Augen und bot ein Bild des Friedens.

Hoffend, daß nicht ausgerechnet jetzt der Fahrzeugbesitzer kam, schlief er ein.

Eine halbe Stunde später weckten ihn Schritte. Sie hallten durch die Garage, schienen sich jenem Fahrzeug zu nähern, in dem der Penner lag. Hogan richtete sich vorsichtig auf, zuckte aber gleich wieder nach unten, als er einen Polizisten erblickte.

»Scheiße«, preßte er ärgerlich hervor. »Ein Bobby. Der hat mir zu meinen Glück gerade noch gefehlt.«

Obwohl er immer noch betrunken war, überlegte er sich, was er dem Uniformierten sagen würde. Gleichzeitig rechnete er sich die Rahmenstrafe aus, die es für das von ihm begangene Delikt gab.

Der Bobby blieb etwa fünf Schritte vor dem Auto, in dem Hogan lag, stehen.

Der Penner beobachtete ihn gespannt. Ich hätte doch das

Männerheim aufsuchen sollen, sagte er sich im Geist. Dann wäre mir diese Aufregung und der Ärger, der gleich auf mich zukommen wird, erspart geblieben.

Der Polizist wird mich festnehmen und aufs Revier schleppen.

Dort werden sie mich ohne jeden Grund erst mal durch die Mangel drehen und anschließend zur Ausnüchterung in eine ihrer tristen Zellen sperren.

Aber das ist noch lange nicht alles. Sie werden dafür sorgen, daß ich mein Gastspiel bei ihnen prolongieren muß. Vielleicht behauptet der Fahrzeugbesitzer, ich hätte ihm etwas aus seinem Wagen geklaut.

Sie würden es ihm glauben. Andern glaubt man immer alles.

Wenn jedoch ein Penner die Wahrheit sagt, degradiert man sie automatisch zur Lüge. Penner können nicht die Wahrheit sagen, das ist ganz unmöglich.

Immer noch stand der Uniformierte auf derselben Stelle. Zaghaft rechnete sich Hogan Chancen aus, unentdeckt zu bleiben.

Die große Metallkokarde auf dem Helm des Polizisten blinkte, und auf den Spiegeln des hohen Kragens stand die Nummer 671.

Das bedeutete, daß dieser Bobby vom 671. Revier war.

Der Penner überlegte blitzschnell, und es fiel ihm ein, daß man ihn da schon mal eingelocht hatte, irrtümlich, wie sich später herausstellte. Wegen Raufhandels. Er war daran nicht beteiligt gewesen.

Zwei Kerle hatten sich geprügelt, Hogan wollte sie trennen, bekam seine Hiebe von beiden, und als er auf dem Boden lag, traf die Polizei ein, fragte nicht lange, kassierte alle drei und brachte sie aufs Revier.

Hogan erinnerte sich daran, daß sie ihn damals nicht schlecht verköstigt hatten.

»Wenigstens ein Lichtblick«, flüsterte er, während er den reglos dastehenden Polizisten nicht aus den Augen ließ.

Eigenartig, daß er nur dasteht und nichts tut, dachte der Penner.

Er muß doch aus irgendeinem Grund in diese Gegend gekommen sein. Was will er hier? Warum rührt er sich nicht mehr von der Stelle? Erwartet er jemanden?

Hogan fiel ein, daß es bei der Polizei auch mal ein schwarzes Schaf geben konnte. Hatte er so eines vor sich? Beabsichtigte sich der Uniformierte mit einem Typ aus der Unterwelt zu treffen?

Sind wir hier, um unsere Finanzen ein wenig aufzubessern, Meister? fragte Hogan in Gedanken. Wenn du was ausplauderst, das unter den Begriff Amtsgeheimnis fällt, kann ich dir gleich sagen, wieviel dir das einbringt…

Der Bobby vom 671. Revier blickte kurz auf seine Uhr.

Und dann passierte etwas Grauenvolles mit ihm.

Clive Hogan zweifelte an seinem Verstand. Delirium tremens!

dachte er verstört.

Das Gesicht des Polizisten veränderte sich. Die Haut wurde grau und brüchig. Sie platzte an verschiedenen Stellen auf. Dunkles, fast schwarzes Fleisch löste sich von den Knochen, und innerhalb von Sekundenbruchteilen hatte Clive Hogan einen grinsenden Totenschädel vor sich.

***

Dieses schaurige Röcheln riß mich herum. Mein Finger am Abzug war bereit, sich zu krümmen, der Colt hätte augenblicklich Feuer gespien, aber ich sah kein Ziel.

Das Röcheln verwehte und wiederholte sich nicht mehr. Ich spürte, wie mir der Schweiß auf die Stirn trat. Hatte dieses alte Haus das unheimliche Geräusch hervorgebracht?

Lebte dieses Haus auf eine geheimnisvolle Weise? War das Haus Paul Fechette? Befand ich mich in meinem Feind? Hatte er mich in sich aufgenommen?

Diese und viele andere Fragen wirbelten mir durch den Kopf, während ich umkehrte. Ich hatte mich im Keller noch nicht umgesehen. Das wollte ich nun nachholen.

Das Röcheln konnte theoretisch auch von einem Menschen ausgestoßen worden sein, der Fechette erst kürzlich in die Hände gefallen war. Ich mußte mir Gewißtheit verschaffen.

Als ich den Kellerabgang erreichte, gähnte mir eine tiefe Schwärze entgegen. Ohne Licht wollte ich da nicht hinuntergehen, deshalb holte ich mein Silberfeuerzeug aus der Hosentasche.

Es war Feuerzeug und Flammenwerfer in einem. Höllenwesen mußten sich vor dieser Waffe sehr in acht nehmen.

Die kleine, nervös zuckende Flamme spendete soviel Licht, wie nötig war. Mein Schatten tanzte unruhig an der Wand, als ich die Stufen hinunterstieg. Feuchtkalter Modergeruch wehte mich an, und der Verwesungsgestank wurde mit jedem Schritt schlimmer.

Jetzt nicht atmen müssen, dachte ich, wäre das eine Wohltat.

Ein Berg von Gerumpel türmte sich vor mir auf. Irgendwo tropfte Wasser in ein Gefäß. Es gab hier unten viele Möglichkeiten für Fechette, sich zu verstecken.

Zwei Vorteile lagen für ihn auf der Hand: Er brauchte mich nicht zu suchen, sondern konnte mich kommen lassen, den besten Moment abwarten und dann zuschlagen. Vorteil Nummer 2 war, daß er keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Er mußte mein Leben ja nicht erhalten, ich das seine aber schon, denn ich wollte von ihm etwas wissen.

Ich mußte bei allem, was ich tat, daran denken, daß Fystanats Chance dahin war, wenn ich Fechette tötete. Ein starkes Handikap.

Ich machte den nächsten Schritt, und plötzlich war mir, als hätte sich ein eiserner Ring um meine Brust gelegt. Ich sah Knochen!

Elle und Speiche, Schien- und Wadenbein, ein Oberarm… Das mußten die Überreste der unglücklichen Menschen sein, die dem Schwarzblütler ahnungslos in die Falle gegangen waren.

Nach dem nächsten Schritt sah ich mehr Menschenknochen. Hier unten schienen die bedauernswerten Opfer ein vermutlich qualvolles Ende gefunden zu haben.

Ich bebte innerlich vor Wut und Haß. Verdammt, wann würde ich endlich Fechette zu Gesicht kriegen? Er hielt sich hier unten auf, das stand für mich fest.

Aber wo? Wo steckt der Teufel in Menschengestalt?

Ein weiterer Schritt genügte, dann entdeckte ich ihn. Er war es, der diesen penetranten Gestank verströmte. Es ging ihm nicht gut, das erkannte ich sofort.

Anscheinend war er im Begriff, die Welt zu verlassen, einzugehen in die Unendlichkeit des schwarzen Reiches. Sein Körper zersetzte sich, verweste, obwohl Fechette noch lebte.

Er lag auf dem Boden, die Hosenbeine waren hochgerutscht, und ich sah, wie sich das Fleisch auflöste. Ein Teil des Knochens war bereits zu erkennen. Paul Fechette verlor seinen Körper.

Da war ich gerade noch rechtzeitig gekommen. Wenn mich der Unbekannte erst morgen angerufen hätte, wäre der Schwarzblütler nicht mehr hier gewesen. Langsam schritt der Verfall fort.

Ich stieg über Knochen und trat näher an den Unhold heran. Er hob den Kopf und blickte mich aus blutunterlaufenen Augen an.

Sein Hals war erschreckend dürr. Unter der bleichen Haut spannten sich die Sehnen. Fleisch schien keines mehr vorhanden zu sein.

Er öffnete den Mund. Ich sah lange gelbe Zähne, die in einem grauen Zahnfleisch steckten. Aus seiner Kehle schlug mir ein furchtbarer Gestank entgegen.

Der Verfall schien sich auch in seinem Brustkorb zu vollziehen.

Hier starb ein Dämon, doch ich hatte kein Mitleid mit ihm. Ich brauchte nur einen Blick auf diese Menschenknochen zu werfen, und sofort hatte ich ein Herz aus Granit.

Ein tierhaftes Knurren entrang sich seiner Kehle, als ich mich über ihn beugte. Er hätte mich wahrscheinlich gern angegriffen, doch seine Kraft reichte nicht mehr aus, sich zu erheben.

»Es geht zu Ende, Fechette!« sagte ich hart.

»Ja«, gurgelte der Dämon. »Meine Magie erlischt.«

Ich sagte ihm meinen Namen und welchen Job ich hatte. Er lachte.

Es klang schrecklich. Das Lachen schüttelte ihn, er mußte husten.

»Du kommst zu spät, Tony Ballard. Ich sterbe. Was willst du mir noch antun?«

»Es ist ein qualvolles Ende, wie mir scheint.«
»Das ist nicht zu vermeiden. So enden wir alle.«
»Ich könnte dir helfen.«
»Helfen? Du mir? Ein Dämonenjäger? Es muß dich doch mit Genugtuung erfüllen, mich sterben zu sehen.«
»Wie du siehst, weine ich nicht. Aber ich freue mich nicht über die Qualen, die du leidest.«
»Du meinst, du könntest mein Sterben, das nicht mehr aufzuhalten ist, beschleunigen.«
»Richtig.«
»Mit einer Kugel aus diesem Revolver?«
Ich nickte. »Die Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen.«
»Ein Schuß – und alles wäre vorbei«, röchelte Fechette.
»Genau.«
»Ein verlockendes Angebot«, sagte der Schwarzblütler. »Was verlangst du als Gegenleistung dafür? Du tust das doch nicht aus reiner Nächstenliebe. Noch dazu, wenn dieser Nächste ein Höllenwesen ist.«
»Dein Verstand funktioniert noch ausgezeichnet.«
»Er wird zuletzt sterben«, stöhnte Fechette. Es schüttelte ihn. Sein Kopf fiel zurück. Er stieß Laute aus, die mir das Blut in den Adern gerinnen ließen; grünlicher Geifer tropfte aus seinem Mund. »Es… dauert noch lange«, quetschte der Schwarzblütler zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor.
»Du kennst die Alternative«, sagte ich.
»Ja, aber ich weiß nicht, ob ich dein Angebot annehmen soll.«
»Was hält dich davon ab, Fechette? Hast du noch etwas zu verlieren?«
»Und ob.«
»Meiner Ansicht nach kannst du nur gewinnen«, sagte ich zu dem verendenden Dämon. Blaßblau wurden seine Lippen. Sie wölbten sich, und ein markerschütternder Schrei brandete mir entgegen.
Seine Wangen blähten sich wie Luftballons. Ich dachte, sie würden gleich zerplatzen, doch dann entwich die Luft pfeifend, und die grauen Wangen des Schwarzblütlers fielen mehr und mehr ein.
Der Brustkorb sank nach unten. Fechette wurde flach wie ein Brett, und die Schmerzen, die ihn peinigten, nahmen ständig zu. Weit quollen die blutunterlaufenen Augen hervor. Ich sah die Pupillen schwellen. Viel Menschenähnliches hatte Paul Fechette nicht mehr an sich.
Er war gut getarnt gewesen, und ihm waren bestimmt viele Menschen zum Opfer gefallen, doch nun stellte er für niemanden mehr eine Gefahr dar. Er war drauf und dran, sich in Bedeutungslosigkeit zu verwandeln.

Sein Schuh fiel zur Seite. Noch steckte der Knochenfuß darin, doch ich sah, daß dieser auseinanderfiel, zu Staub wurde und aus dem Schuh herausrieselte.

»Ballard!« brüllte der Dämon plötzlich. Sein Mund wurde zu einer riesigen Öffnung. »Ja!« schrie er. »Ja, ich nehme dein Angebot an! Mach Schluß! Gib mir die Kugel!«

Ich wußte, warum er vorhin gezögert hatte. Wenn ihn mein geweihtes Silbergeschoß vernichtete, war er für die schwarze Macht verloren. So hätten die finsteren Mächte ihn aufgesogen und aus ihm – zusammen mit anderen Wesen, die auf die gleiche Weise verendet waren – ein neues Wesen geformt.

Er hätte also weitergelebt, in Gemeinschaft mit anderen.

Eine Kugel aus meinem Revolver aber vernichtete nicht nur ihn, sondern auch seine Chance, dieses andere Leben zu beginnen.

Er bäumte sich kreischend auf und streckte mir die dürren Hände bettelnd entgegen. »Die Kugel! Schnell, Ballard! Es ist schrecklich…«

Ich richtete meine Waffe auf ihn, drückte aber nicht ab.

»Worauf wartest du noch?« brüllte er.

Ich erzählte ihm im Telegrammstil von Fystanat, von dessen Problem, und daß ich dem Mann aus der Welt des Guten helfen wollte.

»Man hat mir gesagt, du wüßtest, wie man die magische Lähmung aufheben kann«, fügte ich meinen hervorgesprudelten Ausführungen hinzu.

Er wimmerte und kreischte, warf sich zitternd hin und her, Schaum quoll ihm aus der Nase. Ich war nicht sicher, ob er mich verstanden hatte.

»Hast du gehört, Fechette?« fragte ich.

»Kugel…«, kam es undeutlich aus seinem Mund. »K-u-g-e-l …«

Noch nie hatte mich ein Dämon darum gebeten, ihn zu erschießen.

»Die Antwort!« schrie ich ihm ins Gesicht.

Seine Lippen bekamen Sprünge. Ich befürchtete, daß er bald nicht mehr sprechen konnte. Wie lange er noch lebte, war eine andere Sache, aber wenn er mir nichts mehr sagen konnte, war er wertlos für mich.

»K-u-g-e-l…«

»Sag mir, wie ich Fystanat helfen kann!«

»Tornado…«

Hatte ich mich verhört oder sprach er tatsächlich von einem Wirbelwind?

»Tornado?« fragte ich unsicher. In welchem Zusammenhang sollte der Wirbelwind mit der Rettung meines Freundes stehen?

»T-o-r-n-a-d-o-s… D-r-e-i …« Mehr kam nicht aus dem Mund des Dämons. Die Lippen zerfaserten, wurden zu grauen, flatternden

Fransen, die sich im Gebrüll des Schwarzblütlers bewegten.
Zu spät. Ich war doch zu spät gekommen.
Aber doch noch rechtzeitig, um den Todeskampf des Dämons zu beenden.
Ich hob die Waffe und drückte ab. Nach dem Schuß war es still in dem alten Waldhaus. Unheimlich still.

***

Er war hart, aber gerecht, auch gegen sich selbst. Das war mit ein Grund, weshalb George Bonner bei seinen Mitmenschen so angesehen war. Vor diesem Mann mußte man einfach Achtung haben, diesem untadeligen Richter mußte man einfach Respekt zollen. Er war ein aufrechter, gottesfürchtiger Mann, dieser Judge Bonner.
Unbeugsam. Ein Vorbild. An seinen Urteilssprüchen war niemals zu rütteln, und jene, die ihn bestechen oder unter Druck setzen wollten, saßen jetzt ebenfalls hinter schwedischen Gardinen und hatten Muße, darüber nachzudenken, ob es nicht ein Fehler gewesen war, zu glauben, alle Menschen wären gleich.
Judge Bonner war das nämlich nicht.
Seine Frau war früh von ihm gegangen, mußte ihn damals – einer bösen Krankheit wegen – allein lassen mit Susannah, der dreijährigen Tochter.
Mittlerweile war Susannah zwanzig Jahre alt geworden, und Judge Bonner hatte seine liebe Not mit ihr, denn sie konnte sehr eigensinnig sein. Mit diesem Eigensinn, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, brachte sie ihren Vater, der für sie nur das Beste wollte, manchmal zur Verzweiflung.
»Warum?« hatte er sie gefragt, als sie noch bei ihm gewohnt hatte.
»Sag mir nur, warum wir uns immer streiten müssen, Kind.«
»Wahrscheinlich ist es das?«
»Was?« fragte Bonner irritiert.
»Du nennst mich nicht nur Kind, ich bin in deinen Augen auch immer noch ein Kind. Das bin ich mittlerweile aber nicht mehr, Vater. Wann wirst du das endlich begreifen?«
»Du hast recht, dein Vater ist ein alter, seniler Schwachkopf.«
»Das habe ich nicht behauptet. Herrgott noch mal, warum drehst du einem fortwährend das Wort im Munde um? Das ist ja nicht mehr auszuhalten.«
Viele Auseinandersetzungen endeten damit, daß Susannah sagte, es wäre nicht mehr auszuhalten, und eines Tages stellte sie ihren Vater dann vor die vollendete Tatsache, daß sie für sich ein Apartment gemietet hätte.
Drei Monate lang sah sie ihn nicht, denn sie hatte ihn verletzt. Als sie sich dann zufällig auf der Straße begegneten, fiel ihm Susannah mit

Tränen in den Augen um den Hals. Es war eine rührende Szene.

Susannah zeigte ihrem Vater ihr Apartment, und er konnte nicht umhin, zu gestehen, daß sie es mit Geschmack eingerichtet hatte. Sie sagte ihm, er könne immer zu ihr kommen, er wäre ihr jederzeit willkommen.

Und er machte von diesem Angebot einmal wöchentlich mit größter Regelmäßigkeit Gebrauch. Die Trennung tat ihnen beiden gut. In den Stunden, die sie zusammen verbrachten, gab es niemals Reibereien.

Vater und Tochter waren ein Herz und eine Seele.

Ein dreiviertel Jahr lang.

Dann tauchten Gewitterwolken an ihrem persönlichen Horizont auf, denn George Bonner hatte erfahren, daß sich seine Tochter einen Freund zugelegt hatte, der seiner Ansicht nach ganz und gar nicht zu ihr paßte.

Deshalb hatte er an diesem Abend seine Tochter aufgesucht. Unangemeldet war er gekommen. Vielleicht in der Hoffnung, den jungen Mann bei seiner Tochter anzutreffen.

Aber Susannah war allein. Sie trug einen zitronengelben Kimono mit schwarzen chinesischen Schriftzeichen, als sie die Tür öffnete.

»Vater«, sagte sie überrascht.

»Ja, mein Kind, ich bin es. Einmal außer der Reihe. Darf ich trotzdem eintreten?«

»Aber natürlich. Komm rein.«

»Bist du allein?«

»Ja. Ich höre Schallplatten. Dazu nahm ich mir schon lange nicht mehr die Zeit. Die ganz alten Dinger lege ich auf. Es ist ein wundervoller Nostalgietrip. Du darfst daran gern teilnehmen.«

Er fiel nicht gleich mit der Tür ins Haus, sondern betrat erst mal das Apartment. Entgegen seiner Gewohnheit verlangte er einen Drink. Für gewöhnlich wartete er, bis ihm Susannah etwas anbot.

Elvis Presley sang sein »Wooden Heart«.

»Kann man's ein bißchen leiser stellen?« fragte Judge Bonner und setzte sich in einen Sessel.

»Magst du Elvis nicht, Vater?«

»Aber ja, nur nicht so laut«, antwortete er und nahm von seiner Tochter den Drink in Empfang.

Sie machte die Musik etwas leiser, kehrte zur Hausbar zurück und mixte sich einen Manhattan mit Olive. Schlendernd begab sie sich zur Sitzgruppe, setzte sich und blickte ihrem Vater erwartungsvoll ins Gesicht.

»Also, was hast du auf dem Herzen?« erkundigte sie sich. »Du weißt, du kannst mit mir über alles reden.«

Er nahm zerst einen Schluck, um sich besser unter Kontrolle zu bekommen. Immer diese Probleme mit Susannah, dachte er

verdrossen. Ich bin ein angesehener Mann. Alle denken, ich würde das Leben vorbildlich meistern, doch wenn es um Susannah geht, schwimme ich genauso wie viele andere alleinstehende Väter.

»Eigentlich hatte ich vor, mich nicht in dein Privatleben einzumischen, Susannah«, eröffnete er ihr gepreßt. »Ich sagte mir, du wärst alt genug, um selbst zu wissen, was du tust.«

»Das stimmt auch«, erwiderte das Mädchen und schüttelte das lange, honigfarbene Haar in den Nacken. »Ich bin sehr selbständig geworden, seit ich nicht mehr bei dir wohne. Mir gefällt das Leben, das ich führe. Ich komme großartig zurecht.«

»Das mag ja alles stimmen, aber du scheinst in der Wahl deiner Freunde nicht vorsichtig genug zu sein. Mir kommt vor, als fehlte dir dafür noch die nötige Menschenkenntnis.«

Sie biß in die Olive, spuckte den Kern in die hohle Hand und legte ihn in einen gläsernen Aschenbecher. Nachdem sie einen Schluck vom Manhattan genommen hatte, fragte sie steif: »Worauf willst du hinaus, Vater?«

Er lächelte freundlich. »Ich merke deutlich, wie du dich innerlich verkrampfst, Susannah. Du bist jetzt total auf Abwehr eingestellt, läßt mich nicht mehr an dich heran. Dabei wäre es so wichtig, daß du mich anhörst.«

»Wichtig für wen?« fragte Susannah kühl.

»Für dich natürlich. Glaub mir, auf der ganzen Welt gibt es niemand, der es besser mit dir meint als dein Vater. Man hat im Leben nicht immer nur Freunde, Susannah. Manchmal täuscht man sich. Es ist die Erfahrung, die wir alle machen…«

»Muß die nicht jeder für sich machen?«

»Das schon. Aber dürfen wir älteren Menschen euch jungen von unseren Erfahrungen nichts mitteilen. Ich habe durch meinen Beruf mit vielen Menschen zu tun. Zumeist sind es Kriminelle, deshalb bekam ich mit der Zeit einen Blick für Leute, die nicht ganz sauber sind.«

Susannah leerte ihr Glas mit einem schnellen, nervösen Ruck. »Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst, Vater.«

»Ich bin sicher, du weißt das sehr wohl, sonst wärst du nicht so nervös. Du lehnst es innerlich ab, mit mir darüber zu sprechen, habe ich recht?«

»Hör endlich auf, in Rätseln zu reden«, sagte Susannah erregt.

»Nun gut, dann will ich das Kind beim Namen nennen. Es geht um deinen neuen Freund Clint Harrison.«

Susannah hob trotzig den Kopf. »Er ist sehr nett.«

»Er macht dir etwas vor.«

»Woher weißt du von ihm? Läßt du mich heimlich beobachten?«

»Du hast seinen Namen ganz kurz mal erwähnt, weißt du es nicht

mehr?«

»Nein. Clint Harrison sagt dir also nicht zu.«

»Dieser Mann ist kein Umgang für dich, Susannah. Clint Harrison ist ein schlechter Mensch.«

»Clint ist ein angenehmer, wunderbarer Freund, Vater.«

»Er täuscht dich.«

»Gib dir keine Mühe. Du kannst ihn mir nicht ausreden.« Susannah erhob sich abrupt, weil sie unbedingt noch einen Drink brauchte. Sie hatte es befürchtet; auf die Dauer konnte sie mit ihrem Vater einfach nicht gut auskommen. Er sagte, er hätte nicht vor, sich in ihr Privatleben einzumischen, tat es aber doch. Er hat kein Recht dazu!

schrie es in Susannah. Verflixt noch mal, ich bin eine erwachsene Frau!

Sie machte sich nicht mehr die Mühe, einen Manhattan zu mixen, sondern griff nach dem Wodka und goß damit ihr Manhattanglas voll.

»Du kannst ihn mir nicht ausreden!« wiederholte sie störrisch.

»Vielleicht wirst du jetzt wütend auf mich sein«, sagte der Richter ernst, »denn ich habe Erkundigungen über diesen Mann eingeholt.«

»Du hast was getan? Clint Harrison ist nicht einer von diesen Gangstern, mit denen du sonst immer zu tun hast, Vater!« sagte Susannah entrüstet. »Er ist ein anständiger, hilfsbereiter Mann. Ich mag ihn sehr.«

»Er hat einen schlechten Kern, sage ich dir. Ich weiß nicht, warum, aber er machte sich aus irgendeinem Grund an dich heran. Nicht weil du jung und schön bist, oder weil du ihm gefällst. Er hat mit dir irgend etwas anderes im Sinn.«

»Wie kannst du nur so etwas Niederträchtiges von einem so wunderbaren Menschen behaupten, Vater? Du kennst Clint Harrison nicht.«

»Er ist ein Mann ohne Vergangenheit, Susannah.«

»Müßte dir das nicht recht sein?«

»Niemand weiß, woher er kommt. Sollte dir das nicht zu denken geben?«

»Nein, denn mir hat er erzählt, woher er kommt. Er war lange Zeit in Australien.«

»Ich werde das nachprüfen lassen.«

»Das wirst du nicht tun, Vater. Ich verbiete es dir!« schrie Susannah zornig. »Du magst Clint Harrison nicht, weil du eifersüchtig auf ihn bist. Du könntest dich mit keinem Mann anfreunden, weil du bei jedem denkst, er nimmt dir deine Tochter weg. Da liegt das Problem. Du hast Angst, mich an einen Mann zu verlieren. Ob der nun Clint Harrison oder anders heißt, ist egal. Dir ist keiner recht. Du findest bei jedem ein Haar in der Suppe. Aber ich lasse mir mein junges Glück von dir nicht zerstören. Entweder du akzeptierst Clint, oder du ziehst

dich aus meinem Leben, in dem Clint bald einen festen Platz einnehmen wird, zurück.«

Judge Bonner sah seine Tochter entsetzt an. »Du gibst deinen Vater auf für diesen… diesen Taugenichts?«

»Genug. Ich dulde nicht, daß du weiter in diesem Ton über Clint Harrison sprichst!«

»Der Mann ist eine Gefahr, Susannah!«

»Ich will nichts mehr davon hören!«

George Bonner stellte sein Glas hart auf den Tisch. »Nun, wenn das so ist, haben wir einander wohl nichts mehr zu sagen.«

»Es tut mir leid, Vater, aber ich lasse es nicht zu, daß du dich zwischen Clint und mich drängst.«

»Ich werde nicht ruhen, bis ich bewiesen habe, daß dieser Mann ein übler Bursche ist. Er hat etwas auf dem Kerbholz, das weiß ich. Ich werde es herausfinden und dafür sorgen, daß er seine gerechte Strafe kriegt.«

»Du läßt ihn in Ruhe«, schrie Susannah. »Er geht dich nichts an.«

»Er macht sich an meine Tochter heran…«

»Deiner Tochter ist das sehr recht.«

»Weil sie blind ist, aber ich werde ihr die Augen öffnen!« erwiderte Richter Bonner schneidend, erhob sich und verließ grußlos das Apartment. Er hatte gehofft, vernünftig mit Susannah reden zu können und bedauerte, daß es zu dieser Auseinandersetzung gekommen war.

Er gab Clint Harrison die Schuld daran, und sein ganzer Ärger richtete sich gegen diesen Mann, der seiner Tochter so sehr den Kopf verdreht hatte.

Während Judge Bonner den Fahrstuhl betrat, kniff er die Augen zusammen und knurrte: »Du hast etwas vor, Harrison. Was immer es ist, ich werde es herausfinden!«

Die Lifttür schloß sich. George Bonner drückte auf den untersten Knopf, der Aufzug setzte sich in Bewegung. Bonner hatte noch nie einen Menschen gehaßt, aber er spürte, daß er diesen Clint Harrison hassen könnte.

»Ich lasse mir Susannah von dir nicht wegnehmen!« brummte er.

»Es stimmt nicht, was sie sagt. Ich bin nicht eifersüchtig. Ich sorge mich nur um sie. Sie ist blind. Sie sieht dich nicht so, wie du wirklich bist, Harrison. Aber meine Augen haben dich erkannt. Jeden anständigen jungen Mann würde ich akzeptieren, denn mir liegt Susannahs Glück sehr am Herzen. Gegen dich aber, Clint Harrison, habe ich etwas. Mit gutem Grund, das werde ich beweisen!«

Der Lift verlangsamte die Fahrt, blieb stehen, die Leichtmetalltüren glitten auseinander – und plötzlich sah sich Judge Bonner dem blanken Horror gegenüber.

Vor ihm stand ein Polizist vom 671. Revier.

Aber es war kein Mensch, sondern ein Knochenmann! Ein Skelett, dessen Knochenfratze den Richter angrinste. Ein eisiges Blinken war in der tiefen Schwärze der Augenhöhlen zu sehen.

Judge Bonner traf vor Entsetzen beinahe der Schlag. Für ihn stand fest, daß er diese schreckliche Begegnung nicht überleben würde.

***

Ich hatte es getan. Nicht aus Mitleid mit dem Dämon, sondern weil ich keinen Sinn darin sah, daß er solche Qualen litt. Hinzu kam, daß ich mit meinem Schuß verhindert hatte, daß seine schwarze Seele einging in die Unendlichkeit der Hölle, wo sie – gebündelt mit anderen Seelen – eine neue dämonische Einheit gebildet hätte, die uns die schwarze Macht schon bald wieder entgegengeworfen hätte.

Ich mußte die Feinde schwächen, wo immer sich mir eine Gelegenheit dazu bot.

Der Dämon lag ausgestreckt vor mir auf dem Boden. Ein kleines Loch befand sich in seiner Stirn. Das geweihte Silber zerstörte den Körper, beschleunigte den Verfall.

Die Haare fielen von Fechettes Kopf, die Zähne lösten sich aus dem schrumpfenden Zahnfleisch. Dunkelgrau wurde das ganze Wesen innerhalb weniger Minuten, und als ich leicht mit dem Fuß dagegenstieß, zerfiel es zu Staub.

Zu spät – diese beiden Worte gingen mir nicht aus dem Sinn.

Wenn sich der anonyme Anrufer früher mit mir in Verbindung gesetzt hätte, wäre noch mehr aus Paul Fechette herauszukriegen gewesen.

Der sterbende Dämon hatte mir nichts mehr verraten können. Ich nahm an, daß der wahnsinnige Schmerz seinen Geist verwirrt hatte, denn als ich ihn fragte, wie man Fystanat helfen könne, antwortete er: »Tornado.«

Das ergab für mich keinen Sinn. Schade, dachte ich. Tut mir leid, Fystanat. Ich hätte dir wirklich gern geholfen, aber die Zeit dafür scheint immer noch nicht reif zu sein.

Ich verließ den Keller des einsamen Waldhauses. Meine Enttäuschung verbarg ich nicht. Sie war mir deutlich ins Gesicht geschrieben, doch es war niemand da, der sie sehen konnte.

Ich kehrte zu meinem Wagen zurück, ohne damit rechnen zu müssen, daß noch irgendwo jemand auf der Lauer lag. Die Gefahr war gebannt. Fechette existierte nicht mehr.

»Tornado…«

Konnte er damit etwas gemeint haben? Oder durchwirbelte seinen Kopf ein Tornado, während er diese furchtbaren Qualen ertrug? Sobald ich den dichten finsteren Wald hinter mir hatte, wurde die Sicht besser. Der Mond goß sein silbernes Licht über mich und meine

Umgebung.
Wieder folgte ich nicht dem Lauf der Straße, sondern überquerte das Feld. Wenig später stieg ich frustiert in meinen Peugeot und startete den Motor. Das Autotelefon schnarrte, deshalb fuhr ich noch nicht los, sondern zog den Hörer aus der Halterung.
Am anderen Ende war Vicky Bonney, die sich schon Sorgen um mich machte, weil ich so lange nichts von mir hören ließ.
»Ich rufe bereits zum dritten Mal an«, sagte sie.
»Tja, es braucht eben alles seine Zeit.«
»Bist du okay, Tony?«
»Ja, es ist alles in Ordnung«, antwortete ich. Aber stimmte das? Alles wäre in Ordnung gewesen, wenn mir Paul Fechette verraten hätte, wie man Fystanat helfen konnte, doch das hatte er nicht getan.
»Warst du bei Fechette?« wollte Vicky wissen.
»Ja.«
»Und?«
»Er lebt nicht mehr«, sagte ich.
»Hat er dich angegriffen?«
»Nein.« Damit sie sich weitere Fragen ersparen konnte, berichtete ich ihr, was ich im Waldhaus erlebt hatte. Ich beschränkte mich auf das Wesentliche. Ausführlich konnten wir darüber reden, sobald ich zu Hause war.
»Tornado«, meinte Vicky Bonney nachdenklich. »Was wollte er dir damit sagen?«
»Vielleicht nichts. Ich habe keine Ahnung.«
»Kommst du nach Hause?«
»In fünfundvierzig Minuten bin ich bei dir.«
»Silver ist inzwischen heimgekommen.«
Das überraschte mich, denn Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, und er befanden sich seit Tagen auf der Suche nach einer Spur von Silver II, dem Sohn des Ex-Dämons.
Er hatte ihn mit Cuca, einer Hexe, gezeugt, hatte diese aber verlassen, ehe sein Sohn zur Welt kam. Lange Zeit wußte er nichts von seinem Kind. Roxane kam durch Zufall darauf.
Seither wollte der Ex-Dämon seinen Sohn finden, doch bisher hatten alle Anstrengungen noch keine Früchte getragen. Wir stöberten zwar Cuca in Griechenland auf, doch wir konnten uns nicht intensiv genug mit ihr befassen, damit sie uns verriet, wo Silver II lebte.
Möglicherweise wußte sie es auch gar nicht. Jedenfalls verhalf ihr Atax, die Seele des Teufels, zur Flucht, und wir hatten das Nachsehen. Seither bemühte sich Mr. Silver mit seiner Freundin, entweder Cuca erneut aufzustöbern oder Silver II direkt zu finden.
»Hat er die Suche nach seinem Sohn aufgegeben?« fragte ich erstaunt.

»Er meint, er dürfe über diese Suche nicht seine Pflicht vergessen. Die Pflicht, die schwarze Macht zu bekämpfen. Den jungen Silberdämon zu finden, ist seine persönliche Sache. Er wird es tun, wenn ihm Zeit dazu bleibt. Ansonsten kannst du wieder mit seiner Unterstützung rechnen.«

»Das begrüße ich natürlich«, sagte ich.

»Roxane sucht mittlerweile allein weiter.«

»Das ist nicht mal so schlecht. Sie hat eine hervorragende Spürnase. Sie fand auch den Tunnel der Kraft auf der Prä-Welt Coor.«

»Ich werde Silver erzählen, was du erlebt hast. Vielleicht kann er sich auf das Wort Tornado einen Reim machen.«

»Damit würde er mir einen großen Gefallen tun, sag ihm das«, erwiderte ich, schob den Hörer in die Halterung und fuhr los. Die Heimfahrt nahm nicht fünfundvierzig Minuten, sondern fünfzig in Anspruch.

Mr. Silver öffnete mir die Tür. »Hallo, Tony.«

Ich nickte dem Hünen mit den Silberhaaren zu, legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter und sagte: »Schön, dich wiederzusehen.«

Wir begaben uns ins Wohnzimmer. Ich setzte mich und streckte die Beine von mir.

»Geschlaucht?« fragte der Ex-Dämon.

»Nicht so sehr«, erwiderte ich.

Vicky Bonney kam aus ihrem Arbeitszimmer und begrüßte mich mit einem Kuß. »Ich habe etwas Verrücktes getan«, sagte sie. »Ich rief eine Menge Freunde und Bekannte an…«

»Auch Tucker Peckinpah?«

»Ihn sogar als ersten«, sagte Vicky. »Doch niemand kann mit dem Wort Tornado etwas anfangen. Auch Pakka-dee nicht.«

»Wenn wir herausfinden könnten, wer der anonyme Anrufer war«, sagte ich, »wäre es vielleicht möglich, ihm auf den Zahn zu fühlen. Unter Umständen weiß er noch mehr. Vielleicht kennt er einen weiteren Schwarzblütler, der sich wie Paul Fechette auf dem absteigenden Ast befindet. Oder er weiß, was das Wort Tornado bedeutet.« Mein Blick richtete sich auf den Ex-Dämon. »Zeig mal, was in dir steckt, Silver.«

»Was erwartest du von mir?« fragte der Hüne.

»Beweise, daß du besser bist als ich.«

Das tat er. Nur mit der Kraft seines starken Willens öffnete er meine Schnürsenkel und band die Enden vom linken Schuh mit denen vom rechten Schuh blitzschnell zusammen.

»Ha-ha«, sagte ich gedehnt. »Und so etwas findest du wahrscheinlich auch noch komisch. Setz deine Kraft lieber gewinnbringender ein«, ich wies auf das Telefon, »und finde heraus, wer der anonyme Anrufer

war.«
Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht.«
»Dann bist du genauso ‘ne Null wie ich, denn ich kann’s auch nicht. Von dir hätte ich ehrlich mehr erwartet.«
»Ich bin kein Wundertier, mein Lieber.«
»Schon gut, ich sehe, du kochst auch nur mit Wasser.«
»Wir haben alle unsere Grenzen, wobei deine etwas enger gesteckt sind als meine«, behauptete der Hüne.
»Weißt du, was mir an dir so gefällt? Deine große Bescheidenheit.«
»Ja, diesbezüglich könntest du dir bei mir eine Scheibe abschneiden.«
»Wenn man euch beiden so zuhört, könnte man beinahe meinen, ihr würdet euch nicht ausstehen«, warf Vicky ein.
Mochte sein, daß das für einen Außenstehenden so aussah, in Wahrheit aber waren der Ex-Dämon und ich ein Herz und eine Seele. Wir neckten uns nur gern, das war alles.
Auf der Anrichte neben Vicky Bonney lag die Zeitung vom heutigen Tage. Wir hatten sie alle schon gelesen, ohne daß einem von uns dabei etwas aufgefallen wäre. Dabei lag die Lösung des Rätsels direkt vor uns. Aber es ist manchmal wie verhext. Man hat die Augen offen, und ist trotzdem blind.
Ich löste die Knoten, die Mr. Silver gezaubert hatte, band die Schnürsenkel ordentlich und erhob mich, um mir einen Pernod zu holen.
Auf meinem Weg zur Hausbar kam ich an der Anrichte vorbei, und der Zufall wollte es, daß ich einen Blick auf die Zeitung warf.
Das Leben ist eine Ansammlung von Zufällen. Zufällig hieß ich Tony Ballard. Zufällig knüpfte mein Ahne, der Hexenhenker Anthony Ballard, vor langer Zeit sieben Hexen auf, die dann alle hundert Jahre unser Dorf heimsuchten und sich grausam rächten, bis sie zufällig an mich, den Polizeiinspektor, gerieten, der ihnen den Garaus machte. Zufällig tat ich mich wenig später mit dem reichen Industriellen Tucker Peckinpah zusammen, weil der Blutgeier Paco Benitez seine Frau Rosalind tötete. Zufällig lernte ich Mr. Silver kennen, als es mich ins zwölfte Jahrhundert verschlug…
Und zufällig sah ich nun auf diese Zeitung, die eigentlich für mich bereits uninteressant geworden war.
Ich blieb stehen, sah ein großes Zirkuszelt, über dem der Name WOOLEY stand. Darunter wurden die Attraktionen des in unserer Stadt gastierenden Zirkus angepriesen.
Clowns, Pferdedressuren, einmalige Elefantennummern, Löwen in der Manege… Sensationen über Sensationen.
Und die größte Sensation von allen sollten die fliegenden Menschen sein – die »3 Tornados«!
Plötzlich hörte ich in mir noch einmal die röchelnde Stimme des

sterbenden Dämons. »Tornado«, sagte er zuerst. Dann aber sagte er:
»Tornados… Drei …«
Ich klatschte in die Hände. »Ich glaube, ich hab's«, sagte ich aufgeregt. »Paul Fechette wollte mich zu diesen Artisten schicken!« Ich griff nach der Zeitung und wedelte damit. »Die drei Tornados! Auf sie wollte mich Fechette aufmerksam machen.«
»Glaubst du das wirklich, Tony?« fragte Mr. Silver zweifelnd.
»Nun, vielleicht irre ich mich. Die Sache ist es jedoch auf jeden Fall wert, daß wir ihr nachgehen.«
»Na schön«, sagte Mr. Silver, und es blitzte tatendurstig in seinen perlmuttfarbenen Augen. »Dann gehen wir eben mal in den Zirkus. Ich war in so was ohnedies noch nie drin.«
Natürlich konnte ich mich auf dem Holzweg befinden. Da sich uns im Moment aber keine bessere Spur anbot, wäre es unvernünftig gewesen, diese unbeachtet zu lassen.
»Kommst du mit?« fragte ich meine Freundin.
Sie schüttelte ihre blonde Mähne. »Ich habe zu tun«, sagte sie.
»Wenn es also nicht unbedingt nötig ist, daß ich euch zum Zirkus begleite, bleibe ich lieber zu Hause.«
»In Ordnung«, sagte ich und boxte den Ex-Dämon leicht gegen den Rippenbogen. »Dann komm mal mit, du nachgemachter Clown.«
Der Zirkus hatte sich in Bexley niedergelassen, also im östlichen Teil von Groß-London. Da man kräftig die Werbetrommel rührte, konnte sich das Unternehmen eines großen Zustroms erfreuen.
Radio, Zeitungen und Fernsehen brachten große Reportagen, überall in der Stadt strahlte einem von Plakatwänden der Name WOOLEY entgegen, lachten einem freundliche, lustige Clowngesichter an, starrten einem Löwen mit wild aufgerissenen Mäulern in die Augen, tänzelten aufgeputzte Pferde vor prächtigen römischen Wagen…
Eine heile Welt der perfekten Illusion erwartete die Besucher, und viele kamen, um für zwei Stunden wieder jung zu sein, sich zu amüsieren und zu vergessen, wie trostlos der Alltag war und wie anstrengend es ist, erwachsen zu sein.
Und sie brachten ihre Kinder mit, deren erklärte Lieblinge die tolpatschigen Clowns waren.
Die Vorstellung lief, als wir in Bexley ankamen. Musik brandete uns aus dem großen Zelt, das mit Hunderten von bunten Glühbirnen geschmückt war, entgegen.
Ich kaufte zwei Eintrittskarten. Aber nicht, um die Show zu sehen, denn dazu waren wir nicht hier. Ich löste die Tickets nur, um durch die Absperrung zu kommen.
Dann schwenkte ich nach links zu den Wohnwagen ab. Eine Lautsprecherstimme verkündete, daß nun eine Seehundnummer folgen würde, die einmalig auf der Welt sei. Musik. Applaus…

Wir tauchten in die Dunkelheit zwischen den Zirkuswagen ein.

»Du gehst so zielstrebig, als wüßtest du genau, wo die drei Tornados zu finden sind«, sagte der Ex-Dämon hinter mir.

An manchen Wohnwagentüren standen die Namen der Artisten.

Ich hoffte, daß auch die drei Tornados mit diesem Kundendienst aufzuwarten hatten.

ANNABELLE – DIE SCHÖNE UND DIE BESTIE, stand an der nächsten Tür, die wir erreichten.

Und plötzlich stand die Bestie vor mir!

Ich stoppte und ballte die Hände zu Fäusten. Der Kerl war ein massiges Muskelpaket, gedrungen, ohne Hals, mit zu langen Armen. Er war von der Natur mit Häßlichkeit geschlagen, aus der er das Beste machte: Er vermarktete seine Häßlichkeit mit diesem Zirkus, schlug Kapital daraus, daß er Ähnlichkeit mit einem Gorilla hatte.

Er hätte King Kongs Bruder sein können.

Um seine Häßlichkeit zu unterstreichen, hatte er sich schwarze, zottelige Haare auf den nackten Oberkörper geklebt, und die langen Reißzähne, die in seinem Mund schimmerten, waren auf seine normalen Zähne aufgesetzt.

Wahrhaft erschreckend sah der Mann aus mit seinem stechenden Blick und der drohenden Haltung.

»Sie haben sich wohl verlaufen«, knurrte er.

»Eigentlich nicht«, gab ich zurück, zückte meine Lizenz und sagte:

»Tony Ballard, Privatdetektiv. Ich suche den Wohnwagen der drei Tornados.«

»Haben die etwas ausgefressen?«

»Ich glaube nicht.«

»Warum suchen Sie die drei dann? Ein Autogramm wollen Sie sich von ihnen doch bestimmt nicht holen.«

»Richtig. Ich muß mit ihnen reden.«

»Sie treten in Kürze auf. Da sind sie für niemanden zu sprechen.«

»Es genügt, wenn Sie uns sagen, wo ihr Wohnwagen steht«, entgegnete ich ungeduldig.

»Irgend etwas haben die drei auf dem Kerbholz. Sie wollen es mir nur nicht sagen.«

»Na schön, sie haben einem alten Mann Bonbons in den Bart geklebt. Zufrieden?«

Das hätte ich nicht sagen sollen, denn nun war die »Bestie« verärgert und wollte mir nicht verraten, was ich wissen wollte. Doch Mr. Silver wußte Abhilfe. Ein kurzer Blick in die Augen meines Gegenübers genügte, um den Mann zu hypnotisieren.

»Wie heißen Sie?« fragte der Ex-Dämon dann.

»Abel Jenkins«, antwortete die Bestie.

»Und die Namen der drei Tornados sind?«

»Arrac, Bosco und Cirda Merris.«
»Sind es Freunde von Ihnen?«
»Nein«, sagte Jenkins. »Sie sind niemandes Freunde.«
»Gute Artisten?«
»Die besten. Sie arbeiten mit einer Präzision, die geradezu unheimlich ist, machen niemals einen Fehler, nicht einmal den kleinsten. Sie zeigen die waghalsigste Nummer, die ich je gesehen habe, und ich bin schon lange beim Zirkus. Ohne Netz arbeiten sie und scheinen in der Luft zu Hause zu sein.«
»Was denken Sie sich über die drei?« wollte Mr. Silver wissen.
»Wer so perfekt ist, kann kein Mensch sein. Menschen machen Fehler.«
»Vielleicht haben die drei Tornados nur sehr viel Glück.«
»Sie haben keine Freunde, machen keinen Fehler, ziehen sich nach den Auftritten in ihren Wohnwagen zurück, vermeiden jeden Kontakt zu anderen Artisten. Das alles ist nicht normal. Irgend etwas stimmt mit ihnen nicht, davon bin ich überzeugt.«
»Wann treten Sie auf?« wollte der Ex-Dämon wissen.
»Nach den Tornados«, sagte Abel Jenkins.
»Wo finden wir ihren Wohnwagen?«
King Kongs Bruder beschrieb uns den Weg dorthin. Mr. Silver schickte ihn zu seiner Partnerin und trug ihm auf, daß er sich an dieses Gespräch nicht mehr erinnern solle. Dann entließ er den Mann aus der Hypnose, und wir machten uns auf den Weg zu dem dreifachen Wirbelwind.
»Keine Menschen«, sagte ich zu Mr. Silver. »Paul Fechette war auch kein Mensch. Was sagst du dazu?«
»Scheint so, als wären wir hier richtig. Wäre erfreulich, wenn sich der Weg lohnen würde.«
»Ich schlage vor, wir stören Arrac, Bosco und Cirda nicht vor ihrem Auftritt.«
Der Hüne schmunzelte. »Du hast einen Hintergedanken.«
»Während sie durch die Luft wirbeln, daß den Zuschauern Hören und Sehen vergeht, schauen wir beide uns in aller Ruhe in ihrem Wohnwagen um. Vielleicht finden wir darin eine Bestätigung dafür, daß diese drei Artisten tatsächlich keine Menschen sind. Fahr deine Antenne aus, Freund. Jetzt kannst du deine übernatürlichen Fähigkeiten wieder mal nutzbringend einsetzen.«
Mr. Silver lachte und fragte stichelnd: »Was würdest du tun, wenn du mich nicht hättest?«
»Ich würde mich freuen, denn dann brauche ich mich viel weniger zu ärgern.«
»Wenn du mal stirbst, müssen sie deine große, freche Klappe extra erschlagen.«

»Hör mal, meinen Tod wirst du als mein bester Freund doch zu verhindern wissen«, sagte ich feixend, und dann erreichten wir den Wohnwagen der drei Tornados.

Ich wippte auf die Zehenspitzen und warf einen Blick in das Innere des großen Gefährts.

»Sie sind schon weg«, stellte ich fest.

»Angenehm, wie die mitspielen, ohne es zu wissen«, meinte Mr. Silver zufrieden lächelnd.

Ich steuerte auf die geschlossene Wohnwagentür zu. Daß sie abgesperrt hatten, glaubte ich nicht.

»Laß mich«, sagte Mr. Silver und wollte mich zur Seite drängen, aber da hatte ich die Hand schon ausgestreckt und den Türgriff berührt.

Die Wirkung war im wahrsten Sinne des Wortes umwerfend. Es gab einen dumpfen, satten Knall, vor mir schoß eine grelle Stichflamme hoch, die mich blendete, ein glühender Schmerz durchraste meinen Arm, ich wurde zurück und zu Boden geschleudert und glaubte, es hätte mir den Arm abgerissen.

***

Der Schock brachte meine Nerven zum Vibrieren. Ich stöhnte. Panik durchzuckte mich. Mein Arm! Mein Arm!

Ich faßte entsetzt mit der linken Hand nach der rechten Schulter, die zitternden Finger tasteten abwärts. Der Oberarm war noch dran.

Meine Finger erreichten den Ellbogen, wanderten weiter. Auch den Unterarm besaß ich noch. Und die rechte Hand? Die Finger? Alles war noch dran, aber gefühllos, taub.

Ich spürte es nicht, wenn ich die Finger der rechten Hand bewegte.

Mich peinigte eine eiskalte Angst. Würde das Gefühl in meinen rechten Arm nie mehr zurückkehren? Würde ich diesen Arm nie mehr gebrauchen können? Dann war es aus mit mir.

Ein Dämonenjäger mit nur einem Arm…

Ich wäre für meine Gegner eine leichte Beute gewesen, und sie würden sich die Gelegenheit, mich zu vernichten, keinesfalls entgehen lassen.

Zu viele Niederlagen hatte ich ihnen schon beschert.

Ich sah Mr. Silver verstört an. »Mein Arm – ich fühle ihn nicht mehr!«

»Das werden wir gleich haben«, sagte der Ex-Dämon. »Gib mir die Hand, Tony.«

Ich wollte es tun, doch mein Arm gehorchte nicht.

Mr. Silver ergriff daraufhin meine Hand, und ich fühlte eiskalte Ströme hineinfließen. Es passierte nicht zum erstenmal, daß er mir mit seiner starken Magie half.

Die Kälte war unangenehm, aber ich begrüßte sie, denn ich fühlte

endlich wieder etwas. Sie fraß sich durch Sehnen und Gelenke. Es war schmerzhaft. Ich preßte die Zähne zusammen und stöhnte.

»Diese Mistkerle haben ihren Wohnwagen magisch gesichert«, knurrte der Ex-Dämon.

»Das ist der erste Beweis, daß wir es mit keinen Menschen zu tun haben«, quetschte ich zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. »Keinem Menschen würde eine so starke Magie zur Verfügung stehen.«

»Ein Glück, daß dein Arm dranblieb.«

Die magische Kälte fraß sich durch die Muskelstränge meines Unterarms und zerstörte jene andere Magie, die meinen Arm unbrauchbar machte. Der Schmerz, der durch das Aufeinanderprallen der beiden feindlichen Kräfte ausgelöst wurde, trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Es war kaum auszuhalten. Mein Körper bebte.

»Tut mir leid, Tony«, sagte Mr. Silver. »Aber ich kann dir das nicht ersparen. Ich darf erst loslassen, wenn die feindliche Magie restlos zerstört ist, sonst setzt sie sich in deinem Arm fest und greift wie ein schleichendes Gift langsam auf deinen Körper über.«

»Ich… halt' schon … durch!« ächzte ich abgehackt.

Im nächsten Moment schien mein Schultergelenk zu explodieren.

Der wahnsinnige Schmerz riß mir einen heiseren Schrei von den Lippen, dann war es vorbei. Schlagartig tat mir nichts mehr weh.

Wärme befand sich wieder in meinem Arm, und ich fühlte Mr. Silvers Hand in der meinen.

Schwer atmend und mit schweißbedecktem Gesicht stand ich auf.

»Danke, Silver«, sagte ich.

»Geht's wieder?«

Ich hob meine Hand, bewegte die Finger wie ein Pianist, bevor er sich an den Flügel setzt, griff nach dem Colt, spürte jedes Detail des Griffs und wußte, daß mich der Ex-Dämon völlig wiederhergestellt hatte.

»Ich bin wieder voll einsatzfähig«, sagte ich. »Aber noch mal fasse ich den Türgriff nicht an.«

»Ich wollte ja gleich, daß du's mich tun läßt, aber du möchtest ja überall der erste sein.«

»Kannst du die Sperre knacken?« fragte ich.

»Ich denke schon.«

»Dann los, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Der Ex-Dämon trat an die Wohnungstür. Mir fiel auf, daß seine Hand zu purem Silber erstarrt war. Dennoch blieb sie beweglich.

Mein Freund faßte entschlossen nach dem Griff.

Es gab abermals so einen dumpfen Knall, doch Mr. Silver wurde nicht zurückgeschleudert. Es raste auch keine Stichflamme hoch.

Aber schwarzer Rauch puffte aus dem Griff. Danach war die

feindliche Magie vernichtet. Problemlos ließ sich die Wohnungstür nun öffnen.

Ich ließ dem Hünen den Vortritt. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer! Der Ex-Dämon sondierte, ob es für mich ungefährlich war, den Wohnwagen zu betreten.

Erst als er mir zunickte, folgte ich ihm.

Drinnen wirkte der Wohnwagen fast noch größer, als er von draußen aussah. Jeder Winkel war raffiniert ausgenützt. Es gab eine Küche, ein Wohnzimmer, drei Schlafkojen, Dusche, WC. Die drei Tornados brauchten auf keinen Komfort zu verzichten. Radio, TV-Gerät, Kühlschrank, Hausbar… Alles war vorhanden. Die Brüder Merris waren bestens ausgerüstet.

Der Ex-Dämon griff nach einer Fotografie, auf der drei schlanke, gutaussehende Männer zu sehen waren. Er nickte mit zusammengezogenen Brauen. »Jetzt ist alles klar, Tony«, sagte er. »Hier sind wir goldrichtig.«

»Wieso weißt du das?« fragte ich. »Verrät dir das dieses Bild?«

»Ja.«

Ich sah es mir genau an. Die drei Tornados trugen rote Glitzeranzüge und auf der Stirn ein schwarzes Band, das mit einem einzigen Zeichen versehen war. Ich sah es mit Sicherheit zum erstenmal, aber meinem Freund schien es bekannt zu sein.

Es sah aus wie eine auf dem Kopf stehende Sieben.

»Das Stirnband, das Zeichen«, sagte der Ex-Dämon.

»Was für ein Zeichen ist das?« wollte ich wissen.

»Wir haben es mit sogenannten Neutral-Dämonen zu tun«, behauptete der Hüne. »Dies ist ihr Zeichen.«

»Neutral-Dämonen? Nie gehört«, mußte ich gestehen.

»Es sind Dämonen, die sich vom Bösen abgekehrt haben, ohne sich dem Guten zuzuwenden. Sie verhalten sich neutral, tendieren weder in die eine noch in die andere Richtung.«

»Und das läßt die schwarze Macht zu?« fragte ich verwundert.

»Als du dich geweigert hast, nach den Gesetzen der Hölle zu leben, wurdest du zum Tod verurteilt.«

»Das war etwas anderes«, sagte Mr. Silver. »Ich wandte mich dem Guten zu. Damit war ich für die schwarze Macht verloren.«

»Verloren sind für die Hölle auch solche Neutral-Dämonen«, sagte ich.

Der Ex-Dämon, der sich in diesen Dingen besser auskannte als ich, schüttelte den Kopf. »Nein, Tony, sie sind nicht verloren. Sie sind aus dem schwarzen Verband nicht ausgeschieden, gehören ihn immer noch an. Wenn Asmodis sie braucht, schert er sich keinen Deut um ihre Neutralität. Dann holt er sie zurück und setzt sie für seine Ziele ein, ohne daß sie sich weigern können. Diese drei Wesen leben auf

Abruf unter uns.«
»Dann sind sie so etwas wie schwarze Zeitbomben.«
»Diese Bezeichnung ist gar nicht schlecht«, sagte Mr. Silver.
»Besteht bei solchen Neutral-Dämonen aber nicht eine geringe Hoffnung, daß sie auf die Seite des Guten fallen?«
»Doch, Tony, diese Hoffnung besteht. Wenn wir uns in Kürze mit ihnen unterhalten, würde ich ihnen aber trotzdem nicht allzuviel Vertrauen schenken. Sie könnten es unter Umständen nicht wert sein.«
Ich hörte ein Geräusch hinter mir und wirbelte herum. Gleichzeitig zog ich meinen Golt, und ich war froh, daß mir meine Hand wieder gehorchte.
Zur Tür blickte einer der drei dämonischen Artisten herein. Es mißfiel ihm, daß ich meine Waffe auf ihn richtete, und er handelte augenblicklich. Ich hörte ein schrilles Pfeifen. Der Mann im Glitzeranzug verwandelte sich in einen roten Kreisel. Er wurde zu einem Wirbelsturm, der Mr. Silver und mir entgegensauste.
Es ging so schnell, daß ich mit dem Denken nicht mitkam.
Ein zweiter und ein dritter Kreisel raste in den Wohnwagen.
Der dreifache rote Tornado wirbelte auf uns zu. Ich wollte schießen, doch da waren diese höllischen Wirbelstürme schon heran.
Sie packten mich.
Mr. Silver und ich wurden auseinandergerissen. Um mich herum war nur noch Röte. Ich sah nichts mehr, spürte, wie ich herumgewirbelt wurde, kam mir vor wie in einer Wäscheschleuder.
Schneller, immer schneller drehte sich dieser magische Wirbelwind. Ich hatte das Gefühl, die Fliehkraft würde mir das Blut durch die Poren pressen. Verzweifelt spreizte ich Arme und Beine ab, konnte damit aber die wirbelnde Drehbewegung nicht verlangsamen.
Irgendwo zuckten Blitze auf.
Vielleicht verschaffte sich Mr. Silver Respekt, indem er mit den Augen Feuerlanzen verschoß. Ein ohrenbetäubendes Kreischen folgte. Etwas polterte zu Boden, während ich verbissen gegen die kreiselnde, zerrende Kraft ankämpfte, die mich entwaffnen wollte.
Ich mußte meine ganzen Kräfte aufbieten, um den Colt Diamondback auf das Zentrum des roten Kreisels, um dessen Achse ich gewirbelt wurde, zu richten.
»Stop!« brüllte ich. »Halt! Sonst schieße ich!«
Die rote Magie krallte sich in meine Schulter, und ich drückte ab.
Das Krachen verlor sich in diesem flirrenden Wirbel, der mich plötzlich nicht mehr festhalten konnte.
Losgelöst von meinem nicht ungefährlichen Feind flog ich durch den Wohnwagen und landete unsanft in der Küche. Mit dem Kopf schlug ich gegen die Propangasflasche, und es kostete mich einige Mühe, bei Bewußtsein zu bleiben.

Grellbunte Kreise tanzten vor meinen Augen. Ich kämpfte mich keuchend hoch. Den Diamondback hielt ich immer noch in der Faust. Im Moment war ich schwer benommen, doch niemand griff mich mehr an. Ich schien mir mit dem Revolver Achtung Verschafft zu haben.

Ein trüber Schleier schien vor meinen Augen zu hängen. Glücklicherweise bekam er aber schon in den nächsten Sekunden Risse, durch die ich sehen konnte.

Zwei dieser Stillhalte-Dämonen lagen auf dem Boden. Der Glitzeranzug des einen wies Brandflecken auf, die von Mr. Silvers Feuerblick herrührten. Der andere blutete aus einer Streifschußwunde an der Hüfte. Schwarzes, ein wenig grünlich schillerndes Dämonenblut tropfte auf den Teppich.

Der dritte Neutral-Dämon stand aufrecht vor uns. Seine Arme waren abgespreizt; er rührte sich nicht von der Stelle, damit es ihm nicht so erging wie seinen Brüdern – oder womöglich noch schlimmer.

Die auf dem Kopf stehende Sieben auf dem Stirnband funkelte, als wäre sie mit Diamanten besetzt.

»Wie ist dein Name?« fragte Mr. Silver den Stehenden.

»Arrac Merris.«

Der Ex-Dämon wollte wissen, wer Bosco und wer Cirda war. Arrac sagte es.

»Für Neutral-Dämonen seid ihr verdammt angriffslustig!« sagte ich. Die Benommenheit war bereits vorbei. Vor meinen Augen flatterte auch kein trüber, rissiger Schleier mehr.

Arrac sah mich erstaunt an. »Was weißt du über Neutral-Dämonen?« fragte er gepreßt.

»Eine ganze Menge«, übertrieb ich.

»Ihr seid in unseren Wohnwagen eingedrungen«, knurrte Arrac.

»Das war für uns ein Grund, euch anzugreifen. Wer seid ihr?«

Ich sagte es ihm, und während ich sprach, fiel mir ein, daß dieses Dreigestirn der Hölle, das sich für die Neutralität entschieden hatte, großartig gegen die Mächte der Finsternis einzusetzen wäre.

Die Tornados hatten einen halben Schritt auf das Gute zugetan.

Mit einem halben Schritt hatten sie sich vom Bösen entfernt. Nun standen sie in der Mitte, im Niemandsland gewissermaßen.

Wenn man sie vernanlaßte, noch einen halben Schritt zu tun, war die Abkehr vom Bösen vollendet. Die Höllen-Tornados wären für den »Weißen Kreis« wertvolle Mitglieder gewesen. Aber ließen sie sich ganz auf unsere Seite herüberziehen?

Im Moment sah es nicht danach aus. Eine eisige Wand der Ablehnung, des Mißtrauens ragte zwischen ihnen und uns auf.

Arracs Brüder erhoben sich.

»Ich hätte dich töten können«, sagte Mr. Silver zu Cirda.

Mit meiner geweihten Silberkugel hätte ich Bosco wahrscheinlich nur erheblich geschwächt, wenn sie ihn voll getroffen hätte. Auch das wäre aber schon ein Sieg über den Neutral-Dämon gewesen, denn den Rest hätte ich ihm mit dem Dämonendiskus geben können.

»Setzt euch!« forderte ich die Tornados auf. »Und seid friedlich. Wir sind nicht hier, um euch zu vernichten.«

Die Dämonen nahmen Platz. Mr. Silver und ich ließen sie nicht aus den Augen. Vielleicht rechneten sie sich mit einem zweiten Angriff größere Chancen aus. Aber sie würden uns nicht überrumpeln können.

»Was wollt ihr von uns?« fragte Arrac, ihr Wortführer.

»Kennst du Paul Fechette?« fragte ich zurück.

Arrac nickte. »Er wird bald sterben.«

»Er ist bereits tot.«

»Seine Magie erlosch«, sagte Arrac. »Habe ich recht?«

»Ich suchte ihn in seinem Waldhaus auf und fand ihn sterbend vor.«

»Er hatte ein schweres Ende, davon bin ich überzeugt.«

»Ich kürzte seinen Todeskampf ab.«

Es blitzte kurz in Arracs Augen. »Dann ist er für das schwarze Imperium verloren.«

»Stört dich das?«

Arrac zuckte mit den Schultern. »Meine Brüder und ich kümmern uns nicht um andere, das haben wir uns zum Prinzip gemacht. Es gibt nur uns. Wir treffen unsere Entscheidungen nur für uns und befassen uns nur mit Problemen, die uns angehen. Nur so kann man neutral sein und bleiben.«

»Ich würde es begrüßen, wenn sich mehr Mitglieder der schwarzen Vereinigung dazu entschließen würden, neutral zu sein«, sagte ich und dachte dabei speziell an Atax, Mago und Yora. Aber auch an den Hexenjäger Stockard Ross und an die Grausamen 5, jene gefährlichen Magier-Dämonen, die auf der Prä-Welt Coor zu Hause waren, jedoch ihren Machtbereich ständig auszuweiten versuchten.

Bosco preßte seine Hand auf die blutende Wunde. Cirdas Gesicht zuckte; er schien den Feuerblick des Ex-Dämons noch nicht verdaut zu haben.

»Neutrale Dämonen in reicher Zahl wären der reinste Glücksfall für die Menschheit«, sagte ich.

Arrac schüttelte den Kopf. »Dazu wird es nie kommen, Tony Ballard. Dämonen wie wir sind eine Ausnahme. In uns lodert nicht das Feuer des unbändigen Machtstrebens. Der Haß gegen das Gute war in uns nie so stark ausgeprägt, daß er sich nicht eindämmen ließ. Deshalb war es möglich, diese Ruhestellung einzunehmen. Aber es gibt genug Dämonen, die dazu niemals fähig wären.«

Meine Augen verengten sich. »Habt ihr schon mal mit dem Gedanken gespielt, die Fronten zu wechseln?«

Arrac beantwortete diese Frage nicht, und das war mir Antwort genug.

Also ja, dachte ich, und mein Herz schlug schneller. Ich wies auf Mr. Silver. »Mein Freund hier wurde als Dämon geboren, aber er weigerte sich, nach den Gesetzen der Hölle zu leben.«

Arrac musterte den Ex-Dämon verwundert, fast ungläubig. »Und das hast du überlebt?«

»Es ist möglich, den ganzen Schritt zu tun«, sagte Mr. Silver. »Ihr habt in mir den lebenden Beweis vor euch.«

»Habt ihr schon von der Welt des Guten gehört?« fragte ich. »Bestimmt habt ihr das.«

Arrac nickte.

»Als erster kam von dort Pakka-dee«, sagte ich. »Er ließ sich hier nieder und gründete den ›Weißen Kreis‹.«

»Davon haben wir schon gehört«, sagte Arrac zu meiner Freude.

Es hatte sich also schon herumgesprochen, daß es den »Weißen Kreis« gab.

»Zu Pakka-dee gesellten sich in der weiteren Folge Fystanat und Thar-pex. Außerdem gehören dieser Verbindung noch der Hexenhenker Anthony Ballard sowie der Gnom Cruv an. Dies erwähne ich nur der Vollständigkeit halber.«

Arrac und seine Brüder blickten mich abwartend an. Sie fragten sich jetzt wohl, worauf ich hinauswollte.

»Der ›Weiße Kreis‹ kann nie genug Mitglieder haben«, sagte ich.

Arrac begriff. Er hob abwehrend beide Hände. »Wir sind neutral. Wir werden nie gegen die Hölle kämpfen. Und wir werden uns nie dem ›Weißen Kreis‹ anschließen. Das ist es doch, was du uns vorschlagen möchtest.«

»Ja«, gab ich zu.

»Nicht mit uns, Tony Ballard.« Arrac schaute Mr. Silver an. »Ihr hättet jetzt eventuell die Möglichkeit, uns zu etwas zu zwingen, was wir nicht tun wollen, weil meine Brüder angeschlagen sind, aber jedes Zugeständnis, das wir unter Druck machen würden, wäre nicht von langer Dauer.«

»Wir werden keinen Druck auf euch ausüben«, sagte Mr. Silver.

»Eine solche Entscheidung müßte von euch selbst kommen«, sagte ich. »Aus freien Stücken.«

»Nie«, sagte Arrac.

»Man soll niemals nie sagen«, bemerkte ich. »Es ist ein Vorschlag, der wert ist, daß ihr ihn euch gründlich überlegt. Pakka-dee kann warten… Doch nun will ich zum eigentlichen Grund unseres Besuchs kommen. Wir möchten Fystanat helfen. Er liegt schwarzmagisch gelähmt in Pakka-dees Haus und ist leider wertlos für den ›Weißen Kreis‹.«

»Wie kam es zu dieser Lähmung?« wollte Arrac wissen.

»Die Zauberin Arma schuf Riesenratten, deren Biß Fystanat lähmte«, erklärte ich. »Heute erhielt ich einen anonymen Anruf. Der Mann schickte mich zu Paul Fechette; dieser wüßte, wie man Fystanat helfen könne, sagte er. Nun, ich war bei Fechette, er war aber nur noch in der Lage, mich zu euch zu schicken, zu den drei Tornados. Okay, ich bin also hier und erwarte von euch eine erschöpfende Antwort auf die Frage: Wie kann man Fystanat von der magischen Lähmung befreien?«

Arrac warf seinen Brüdern einen kurzen Blick zu. Es hatte den Anschein, als wollte er ihr Einverständnis einholen, uns dieses Geheimnis preiszugeben. Mir fiel auf, daß Cirda kaum merklich nickte.

Daraufhin sah Arrac wieder uns an und sagte: »Nur ein Shlaak kann Fystanat helfen.«

Was er damit meinte?

Ich hatte keine Ahnung.

Ich wußte nicht, was ein Shlaak war, hatte noch nie davon gehört.

***

Er war ein Shlaak, ein Wesen aus einer anderen Welt. Es war ihm möglich, wie ein Mensch auszusehen, er konnte jedoch jederzeit auch in seiner richtigen Gestalt erscheinen: als Skelett, dessen Finger nicht aus Knochen bestanden, sondern grüne, giftige Schlangen waren.

Er war ein Parasit, ein grausamer Teufel, ein Seelenräuber und Energiefresser. Shlaaks durchwanderten Welten und Dimensionen und zogen eine breite Leichenspur hinter sich her.

Menschen – oder Lebewesen auf anderen Planeten – waren nicht sicher, wenn ein Shlaak in ihrer Nähe auftauchte. Sie waren schnell und konnten so lautlos wie ein unheilbringender Schatten sein.

Todbringende Skelett-Ungeheuer waren sie, ständig auf der Suche nach Opfern, und es kam nicht selten vor, daß sie, wenn sie weiterzogen, Shlaaks zurückließen.

Neue Shlaaks!

Von ihnen geschaffene! Denn auch dazu waren sie in der Lage. Sie schufen in Zwischenwelten und Schattenreichen, in Dimensionsfalten und unsichtbaren Welten Shlaak-Kolonien, die das fortsetzten, was sie begonnen hatten.

Wer von ihnen das Shlaakfieber übertragen bekam, war verloren, konnte nur noch die Einbahnstraße entlanggehen, an deren Ende er zum Shlaak-Monster werden würde.

Ein Stehenbleiben war ebenso unmöglich wie eine Umkehr. Das Shlaakfieber fraß jedes Leben auf, tauschte es gegen ein dämonisches Leben aus.

Shlaaks in London!

Diese Nachricht hätte Panik, Angst und Schrecken auslösen können. Doch noch wußte niemand, daß sie diese Stadt heimgesucht hatten, und das Wort Shlaak sagte noch niemandem etwas.

Aber die Shlaaks arbeiteten daran, daß den Menschen bald die Haare zu Berge stehen würden, wenn von einem Shlaak die Rede war.

Eines dieser Wesen hatte in menschlicher Gestalt jene Tiefgarage betreten, in die sich der Penner Clive Hogon zurückzog, um in einem Wagen auszuruhen. Wenn Hogon geahnt hätte, was für verheerende Folgen das für ihn haben würde, hätte er mit Sicherheit das Männerheim aufgesucht, in dem er wohnte.

Völlig verdattert hatte er beobachtet, wie sich dieser Polizist vom 671. Revier in einen bleichen Knochenmann verwandelte. Ein Skelett in Uniform! Wahnsinn! Es war kein Wunder, daß Hogon an seinem Verstand zweifelte.

Schlagartig war der Penner nüchtern. Der Schock katapultierte ihn aus dem Alkoholdunst heraus, in den er liebend gern wieder zurückgesunken wäre, denn der Anblick dieses unheimlichen Wesens drohte ihm den Verstand zu rauben.

Hogan preßte die zitternden Fingerspitzen gegen seine hämmernden Schläfen. Er hoffte, daß sich das Ganze als Täuschung herausstellte.

Ich sehe etwas, das es nicht gibt, nicht geben kann. Ein lebendes Skelett! Unmöglich. Ich habe eine grauenvolle Vision. Sie wird gleich vergehen. Andere sehen kleine grüne Männchen. Ich sehe einen skelettieten Polizisten. Es ist verrückt, aber es wird vorbeigehen. O Himmel, laß mich wieder normal werden!

Er flehte und jammerte im Geist, doch die Halluzination verging nicht.

»Ich hätte nicht gedacht, daß es um mich so schlimm steht«, flüsterte der Penner verängstigt. »Keinen Tropfen trinke ich mehr! Ich schwör's bei allen Heiligen! Wenn das vorbei ist, greife ich kein Glas mehr an!«

Er beobachtete, wie ein Ruck durch den Körper des Skelett-Bobbys ging, er sah, wie sich das Wesen langsam nach rechts drehte, und jetzt erst fielen Hogan die Hände des Uniformierten auf.

Großer Gott…

Das waren ja gar keine richtigen Hände. Gelenk und Mittelhandknochen waren noch vorhanden, aber Finger besaß der Schreckliche nicht. Jedenfalls keine Knochenfinger.

Das, was sich da ständig hin und her und auf und ab bewegte, waren Schlangen. Kurze, dicke grüne Schlangen mit stecknadelkopfgroßen schwarzen Augen, zischelnd und züngelnd.

»Ich muß tatsächlich den Verstand verloren haben«, hauchte Clive Hogan. Dicke Schweißperlen standen ihm auf der Stirn.

Wenn es dieses Horrorwesen wirklich gab, wenn er von dem Skelett-Bobby entdeckt wurde, konnte er sein Testament machen, dieser

Tatsache wurde er sich mehr und mehr bewußt.
Doch noch wollte er nicht glauben, was er sah. Noch hoffte er verzweifelt, ein Trugbild vor sich zu haben. Ein täuschend echtes zwar, aber doch nur ein Trugbild.
Der Shlaak hatte sich den Fahrstuhltüren zugewandt, nun näherte er sich ihnen mit raschen Schritten, und als sich die Türen öffneten, erblickte Clive Hogan ein bekanntes Gesicht: Im Lift stand Richter George Bonner!

***

Judge Bonner prallte entsetzt zurück. Er stieß einen heiseren Schrei aus. Das Horrorwesen hob die Hände. Die grünen Schlangen versteiften. Mit gierig aufgerissenen Mäulern streckten sie sich dem fassungslosen Richter entgegen.
Der Seelenräuber griff an.
Judge Bonner war kein Kämpfer. Er hatte keine Ahnung, wie er sich verteidigen sollte. Sein Instinkt, seine Reflexe kamen ihm zu Hilfe. Er brauchte nicht zu denken. Nicht sein Geist, sondern sein Körper wußte, was in dieser äußerst bedrohlichen Situation zu tun war.
George Bonner ließ sich fallen.
Die Schlangenfinger des Shlaaks zuckten vor, verfehlten den zu Boden stürzenden Mann aber. Bonner rollte an den Knochenfüßen des Schrecklichen vorbei aus der Liftkabine.
Angst und helle Panik verzerrten sein Gesicht. Er zog die Beine an, stieß sich ab, schnellte hoch und hetzte los.
Der Shlaak fuhr herum. Ein kaltes, weißes Feuer blinkte in den schwarzen Augenhöhlen des Knochenmannes. Eiskristalle bildeten kurze Pfeile, die aus den Augen des Energiefressers flitzten.
Clive Hogan hielt in seinem Versteck den Atem an. Er glaubte nicht, daß der Richter noch eine Chance hatte. Dieses schreckliche Wesen hatte zu viele Trümpfe in der Hand.
»Vorsicht!« hätte der Penner am liebsten geschrien, als er die Eispfeile hinter dem Richter herrasen sah.
Vielleicht hätte Judge Bonner noch eine Chance gehabt, wenn er zur Seite gesprungen wäre. Nach links oder rechts… Egal. Nur geradeaus hätte er nicht weiterlaufen dürfen, denn so flogen die glitzernden Eispfeile.
Es passierte in Sekundenschnelle. Die Kristallpfeile fegten waagerecht durch die Luft, holten George Bonner in Sekundenbruchteilen ein, prallten gegen seinen Hinterkopf, drangen ein und schmolzen in der Körperwärme augenblicklich.
Judge Bonner spürte die Kälte, die seine Gedanken nicht auslöschte. Sie bewirkte lediglich eine Verlangsamung des gesamten Bewegungsablaufs.

Der Penner beobachtete, wie sich Judge Bonner auf einmal bewegte, als hätte man ihn mit Superzeitlupe gefilmt. Jeder Schritt, das Heben eines Armes, das Drehen des Kopfes dauerte um ein Vielfaches länger.

Jetzt ist er auf jeden Fall verloren! dachte Hogan, während er sich so fest auf die Lippe biß, daß es blutete. Daß das alles nur eine grauenvolle Vision war, glaubte er nicht mehr.

Das war reinster Horror, und er steckte mitten drin, ohne zu wissen, wie er da mit heiler Haut herauskommen sollte. Noch nie hatte er seine Trunksucht verflucht; jetzt tat er es, denn sie hatte ihm das eingebrockt.

Judge Bonner »lief« nicht weiter, als er erkannte, daß sich jede Bewegung so sehr in die Länge zog. Er erkannte die Ausweglosigkeit seiner Lage, blieb stehen und drehte sich unendlich langsam um.

Der Shlaak näherte sich ihm.

Totenblaß war der Richter. Er hatte den Tod vor Augen. Er dachte an Susannah, seine Tochter. Sie war oben in ihrem Apartment, war wütend auf ihren Vater und wußte nicht, daß es ihm hier unten ans Leben ging. Judge Bonner gab ihr nicht die Schuld an dem, was geschah. Dafür konnte sie nichts. Nur ihre Beziehung zu diesem unseriösen Mann war schuld daran, daß er außertourlich hergekommen war. Deshalb machte er Clint Harrison dafür verantwortlich.

Doch war das jetzt noch von Bedeutung?

Er würde sterben, das stand fest. Er würde ein Opfer dieses grauenerregenden Ungeheuers werden, dessen Herkunft er sich nicht erklären konnte. Aber auch das würde bald nicht mehr wichtig sein.

Immer näher kam die grinsende Totenfratze.

Furchtbar langsam hob Judge Bonner die Arme zur Abwehr, doch verhindern konnte er damit gar nichts.

Der Shlaak faßte mit seinen grünen Schlangenfingern zu, raubte dem Richter die Seele und fraß seine Energie.

Judge Bonner sackte leblos zusammen, als der Shlaak ihn losließ.

An ihm waren äußerlich keine Spuren von Gewalteinwirkung zu erkennen. Richter George Bonner schien eines natürlichen Todes gestorben zu sein.

Man würde feststellen, daß er bei seiner Tochter gewesen war, sich mit ihr gestritten hatte, erbost ihr Apartment verließ, und in der Tiefgarage streckte die Aufregung ihn dann nieder. Herzschlag, Bedauerlich…

Aber es gab einen Augenzeugen: Clive Hogan, den Penner!

***

»Ein Shlaak?« fragte ich. »Tut mir leid, nie gehört.«

Mr. Silver blickte mich mit finsterem Blick an. »Wir hatten

glücklicherweise noch nie mit diesen Wesen zu tun.«

»Klär mich auf«, verlangte ich.

Er erzählte mir, was er über Shlaaks wußte. Es war eine ganze Menge. Mich wunderte, daß ich nicht schon früher von diesen gefährlichen Seelenräubern gehört hatte.

»Sie haben keine Heimat, sind überall zu Hause«, sagte Arrac Merris.

Mr. Silver berichtete mir von ihren Fähigkeiten und ihren Zielen.

Als ich hörte, daß sie fast überall, wo sie auftauchten, eine Kolonie gründeten, bevor sie weiterzogen, überlief es mich kalt.

»Gibt es auf unserer Welt auch schon Shlaak-Stützpunkte?« wollte ich wissen.

»Da bin ich leider überfragt«, sagte Mr. Silver.

Ich wandte mich an Arrac Merris.

»Ein Shlaak kann Fystanat helfen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß so ein Ungeheuer auch nur einen Finger für jemanden rührt. Noch dazu für einen Mann aus der Welt des Guten.«

Arrac nickte. »Das ist richtig. Freiwillig würde ein Shlaak nichts für Fystanat tun.«

»Kann man ihn zwingen, dem Mann aus der Welt des Guten zu helfen?«

»Nein.«

»Dann verstehe ich nicht… Wie nützt Fystanat ein Shlaak?«

Der Neutral-Dämon hob seine Hände. Ich zuckte zusammen, denn ich dachte, der Tornado wolle mich erneut attackieren. Ich gebe zu, meine Nerven waren zu diesem Zeitpunkt etwas angegriffen, und ich wußte nicht, ob ich den Stillhalte-Dämon trauen durfte.

Sie konnten jederzeit den halben Schritt zurücktreten, dann standen sie wieder hunderprozentig auf der Seite des Bösen.

Doch Arrac Merris griff nicht an. Er zeigte mir nur seine schlanken Hände. »Wie du eben von Mr. Silver erfahren hast, haben Shlaaks Schlangenfinger«, sagte er. »Zehn Fingerzehn Schlangen. Jede ist giftig, und dieses Gift würde Fystanats magische Lähmung aufheben.«

»Müßte er es trinken?« fragte ich erschrocken.

»Ja.«

»Bringt ihn das nicht um?«

Arrac schüttelte den Kopf. »Erstens reagiert ein Mann aus der Welt des Guten anders als ein Mensch. Zweitens verwenden auch Menschen das Gift von Schlangen zur Heilung. Cobratoxin zum Beispiel. Richtig dosiert ist dieses Gift Balsam für die Nerven.«

»Bleibt nur noch die Frage offen, wo man so einen Shlaak auftreibt«, sagte ich.

»Ich hätte die Seelenräuber nicht erwähnt, wenn sie nicht hier wären«, sagte Arrac.

Ich sah ihn entgeistert an. »Hier?« fragte ich schrill. »Du meinst hier

in London? Wo?«
»Das weiß ich nicht«, antwortete Arrac.
»Und deine Brüder?« fragte ich aufgewühlt.
»Cirda und Bosco können euch auch nicht helfen«, behauptete Arrac.
»Wißt ihr wenigstens, wie viele eingetroffen sind?«
»Wir wissen nur, daß sie hier sind, mehr nicht.«
Ich stieß die Luft geräuschvoll aus. »Na wunderbar. Dann brauchen wir die Energiefresser nur noch aufzustöbern, und Fystanats Problem ist gelöst«, bemerkte ich sarkastisch.

***

Starr vor Angst saß Hogan in dem Fahrzeug. Er konnte den Blick nicht von dem Schrecklichen wenden. Eine Vielzahl von Gedanken wirbelte durch seinen Kopf.
Du warst Zeuge eines grausigen Mordes! dachte der Penner angsterfüllt. Zeugen sind nicht beliebt; man beseitigt sie häufig. Wird das auch dieses Knochenscheusal tun?
Er weiß nicht, daß du dich in diesem Wagen befindest! redete sich Clive Hogan zu. Er hat keine Ahnung, daß ihn jemand beobachtet hat. Vielleicht geht er, ohne dich zu bemerken.
Himmel, wäre das schön!
Reglos stand der Shlaak da. Vor seinen Füßen lag der tote Richter.
Der Seelenräuber traf keine Anstalten, zu gehen.
Geh! Geh doch endlich! flehte der Penner im Geist. Wie lange soll ich diese Folter denn noch ertragen? Meine Nerven sind keine Drahtseile.
Der Shlaak wandte sich langsam um.
Er hat dich entdeckt! durchfuhr es den Penner. Oder er wußte von Anfang an, daß du da bist. Er ließ dich bei dem schrecklichen Mord zusehen, damit du weißt, was dir nachher bevorsteht!
Hogan rann der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Heiß, stickig und furchtbar eng war es auf einmal in dem Fahrzeug. Hogan wollte raus. Seine Finger tasteten nach dem Türöffner.
Blickte der Knochen-Bobby in diesem Moment in seine Richtung?
Kann er überhaupt etwas sehen? fragte sich Hogan.
Hogans Gedanken kreisten nur noch um eine überstürzte Flucht.
Er brachte aber den Mut nicht auf, die Wagentür aufzustoßen und aus dem Fahrzeug zu springen, denn er hatte erlebt, wie es Judge Bonner erging, als er zu fliehen versuchte.
Der Shlaak wandte sich ab.
War das als gutes Zeichen zu werten? Hogan schöpfte sofort wieder Hoffnung. Vielleicht wußte der Schreckliche doch nichts von ihm. In diesem Fall hätte es genügt, auf Tauchstation zu gehen und sich mucksmäuschenstill zu verhalten. Aber es wurde im Auto immer heißer, stickiger und enger.

Ich halte es hier drinnen nicht mehr aus! dachte der Penner verzweifelt.

Der Shlaak blickte in die entgegengesetzte Richtung. Hogan zog vorsichtig am Türöffner. Der Verschluß rastete aus. So leise, daß nicht einmal Hogan es deutlich hörte.

Er drückte die Tür Millimeter um Millimeter auf, drehte sich auf dem Liegersitz und stellte zuerst das linke dann noch das rechte Bein auf den Boden. Mit den Händen drückte er sich hoch. Seine Kniegelenke knackten.

Er drehte erschrocken den Kopf, und ein eisiger Schreck fuhr ihm ins Knochenmark, denn der Shlaak starrte ihn mit seinen leeren Augenhöhlen an.

Der Seelenräuber hatte ihn entdeckt!

***

Ich sagte den drei Tornados, sie sollten sich gründlich durch den Kopf gehen lassen, was ich ihnen vorschlug. Sie wären ohne Zweifel wertvolle Mitglieder des »Weißen Kreises« gewesen.

»Ich würde mich freuen, wenn ihr euch für Pakka-dee entschlie- ßen würdet«, sagte ich und nannte dessen Adresse.

»Das glaube ich dir«, sagte Arrac. »Ich würde an deiner Stelle aber nicht damit rechnen, daß wir unsere Neutralität aufgeben.«

Ich schmunzelte. »Niemand kann mich daran hindern, zu hoffen.«

»Gehen wir, Tony?« fragte Mr. Silver.

Ich nickte.

»Bis irgendwann mal… vielleicht«, sagte der Ex-Dämon zu Arrac Merris und seinen Brüdern. »Glaubt mir, es lohnt sich, für das Gute zu kämpfen, mehr, als für das Böse einzutreten.«

»Wir tun weder das eine noch das andere«, sagte Arrac.

»Einmal werdet ihr euch entscheiden müssen«, sagte Mr. Silver.

»Solche Ruhestellungen sind meines Wissens zeitlich begrenzt.«

»Diese Frist ist noch lange nicht abgelaufen.«

»Asmodis könnte es beschleunigen«, sagte der Hüne. »Denkt nach, besprecht euch ausführlich und überlegt euch genau alle Für und Wider. Solltet ihr auf die schwarze Seite zurücktreten, ist es möglich, daß wir einander wiedersehen und uns als Feinde gegenüberstehen. Heute kamen deine Brüder glimpflich davon, Arrac. Wer weiß, wie's beim nächsten Mal ausgeht.«

Wir verließen den Wohnwagen der drei Tornados. Wenn unser Denkanstoß auf fruchtbaren Boden gefallen war, konnte Pakka-dee bald drei neue Mitglieder begrüßen.

»Was meinst du, Silver, werden sie dem ›Weißen Kreis‹ beitreten?«

fragte ich, während wir uns zum Ausgang begaben.

»Die Entscheidung liegt allein bei ihnen«, sagte der Ex-Dämon.

»Wir können sie ihnen nicht abnehmen.«

Wir stiegen in den Peugeot. Ich griff zum Hörer des Autotelefons und sagte zu meinem Freund: »Dann wollen wir mal ein paar Hebel in Bewegung setzen.«

»Wen möchtest du anrufen?« fragte der Ex-Dämon.

»Erst mal Pakka-dee«, sagte ich und schaltete das Gerät auf Lautsprecher, damit Mr. Silver mithören konnte. Eigentlich wäre das nicht nötig gewesen. Er war in der Lage, sich jederzeit auch ohne technische Hilfe in das Gespräch einzuschalten. Ich dachte nur nie daran. Vielleicht deshalb, weil ich in meinem Freund manchmal zu sehr einen Menschen sah.

Es ist ja auch ziemlich ungewöhnlich, daß ein Mensch mit einem ehemaligen Dämon befreundet ist. Obwohl der sympathische Hüne schon so lange mit mir zusammenarbeitete, hatte ich mich immer noch nicht daran gewöhnt, daß er aus einer anderen Dimension stammte, aus der Silberwelt, die Asmodis in seinem Zorn zerstörte.

Ich tippte Pakkadees Nummer.

»Crenna«, meldete er sich Augenblicke später. Er nannte sich hier bei uns Daryl Crenna.

»Ballard«, sagte ich ebenso knapp.

»Tony!« rief er erfreut aus. »Wie geht's?«

»Mittelprächtig.«

»Kann ich etwas für dich tun?«

»Ich denke, das kannst du. Hör zu, Daryl, da bahnt sich etwas an, das für Fystanat möglicherweise noch von sehr großer Bedeutung werden könnte.«

»Fystanat«, sagte Daryl Crenna alias Pakka-dee. »Ein Bild des Jammers, Tony. Wenn ich ihn ansehe, krampft es mir das Herz zusammen, und ich würde am liebsten schreien.«

»Wir fühlen alle mit ihm.«

»Das weiß ich. Wir werden eure Anteilnahme nie vergessen, Tony.«

»Wenn wir Glück haben, ist es mit Fystanats Lähmung bald vorbei.«

Pakka-dee glaubte, sich verhört zu haben. Ich wiederholte, was ich gesagt hatte, und der Mann aus der Welt des Guten nahm diese Nachricht mit großer Begeisterung auf.

Damit er sich auskannte, berichtete ich ihm von Anfang an. Ich sprach von meinem Besuch bei Paul Fechette, nachdem ich diesen anonymen Anruf erhalten hatte, erzählte von Fechettes qualvollem Ende, erwähnte die Neutral-Dämonen und was Mr. Silver und ich von diesen erfahren hatten.

»Wenn sie sich mir anschließen wollen, sind sie willkommen«, sagte Daryl Crenna alias Pakka-dee. »Der ›Weiße Kreis‹ kann nie genug Mitglieder haben, und ich kann ihnen ein reiches Betätigungsfeld garantieren.«

»Sie sprachen von Shlaaks«, sagte ich.
»Kenne ich«, sagte der Mann aus der Welt des Guten.
Verdammt, Mr. Silver wußte von diesen Seelenräubern, Pakka-dee kannte sie, nur ich hatte noch nie von ihnen gehört. Na schön, diese Wissenslücke war inzwischen ja geschlossen.
»Du kennst Shlaaks?« fragte ich. »Wie gut, Daryl?«
»Nun, ich weiß, daß es sie gibt, daß sie wie herrenlose Hunde durch die Dimensionen streunen. Viel mehr weiß ich über sie allerdings nicht.«
»Weißt du, wie sie aussehen?«
»Es sind Knochenmänner. Aber sie können auch aussehen wie du und ich. Ihre Tarnung soll perfekt sein.«
»Als Knochenmänner haben sie Finger aus grünen, giftigen Schlangen«, sagte ich.
»Das ist mir neu.«
»Dann ist dir auch neu, daß das Gift dieser Schlangen Fystanats Lähmung löst.«
»Wenn ich davon eine Ahnung gehabt hätte, hätte ich nichts unversucht lassen, um so einen Shlaak aufzutreiben«, sagte Pakka-dee aufgeregt.
»Ein paar von ihnen sind nach London gekommen, Daryl. Ich weiß nicht, wie viele es sind und wo sie sich herumtreiben, das konnten mir die Neutral-Dämonen leider nicht sagen. Deshalb wende ich mich an dich.«
»An mich? Meine Güte, ich erfahre eben erst von dir, daß Shlaaks in London sind, Tony.«
»Das verstehe ich nicht. Sollte Yuums Auge nicht jede Bedrohung aufzeigen?«
Yuum… Der Weise aus der Unendlichkeit, auch der Dreiäugige genannt. Er sah mit diesem dritten Auge in die Mitte der Stirn jede schwarze Aktivität. Er sah sie nicht voraus, sondern erst, wenn sie passierte.
Dieses Auge malte Pakka-dee im Keller seines Hauses an die Wand. Riesengroß war es, und es glich dem echten Auge aufs Haar.
Der Mann aus der Welt des Guten beschwor Yuum, das alles sehende Auge zu beleben, und der Weise aus der Unendlichkeit tat es.
Pakka-dee hatte mir das Auge mal gezeigt. Es funktionierte wie ein Bildschirm. Sobald sich finstere Kräfte bemerkbar machen, öffnet sich Yuums Auge, und man kann sehen, was sich ereignet.
Da das alles sehende Auge nicht mehrere schwarze Aktivitäten gleichzeitig zeigen kann, trifft es selbständig seine Auswahl, berücksichtigt Gefährlichkeit und Entfernung und präsentiert bei gleichrangigen Gefahren jene, die von den Mitgliedern des »Weißen Kreises« rascher zu erreichen ist.

Yuums Auge war meine Hoffnung.

Doch Pakka-dee entäuschte mich. »Tut mir leid, Tony, Yuums Auge hat uns keine Shlaaks gezeigt.«

»Ist damit irgend etwas nicht in Ordnung?« fragte ich.

»Das Auge machte uns auf zwei echsenköpfige Ungeheuer im Kanalsystem aufmerksam. Thar-pex und Anthony Ballard kümmern sich darum.«

»Dann kann ich dich nur bitten, das Auge im Auge zu behalten. Setz dich mit uns unverzüglich in Verbindung, wenn du einen Shlaak siehst.«

»Mach' ich, Tony, du kannst dich darauf verlassen«, sagte Daryl Crenna alias Pakka-dee.

Damit beendeten wir das Gespräch. Ich rief gleich anschließend Tucker Peckinpah an. Er hob nicht selbst ab, obwohl ich seine Privatleitung gewählt hatte, sondern Cruv, der häßliche Gnom aus der Prä-Welt Coor, meldete sich.

Grund genug für Mr. Silver, mir grinsend den Hörer aus der Hand zu nehmen. »Na, Winzling, hast du dich bei uns schon eingelegt?«

»Wieso sagst du bei uns?« erwiderte der Gnom. »Diese Welt ist dein Zuhause ebensowenig wie meines.«

»Ich werde Peckinpah empfehlen, sich eine Katze zuzulegen, die jagt dich dann den ganzen Tag durchs Haus, weil sie dich für eine Maus hält, du frecher Knirps.«

Ich holte mir den Hörer wieder. »Laß Silver reden, Curv. Er will es nicht zugeben, aber er liebt dich wie einen Bruder.«

»Was kümmert es den Löwen, wenn die Frösche quaken«, tönte der Gnom.

»Ist ja nicht zu fassen, er hält sich für einen Löwen!« rief Mr: Silver kopfschüttelnd aus.

Ich kam zur Sache. »Ist Peckinpah da?«

»Für dich immer, Tony«, sagte Cruv.

»Alles okay bei euch?«

»Ja. Es gibt keine Probleme«, antwortete Cruv.

Ich hatte ihn aus einem bestimmten Grund gefragt, denn mir lag da so einiges im Magen. Mein diesbezügliches Leiden hatte einen Namen: Professor Mortimer Kull!

Er war ein wahnsinniger Wissenschaftler, hielt sich für ein Genie und wollte die Welt beherrschen. Jedes Mittel war ihm recht, um seinen Machtbereich auszudehnen.

Die von ihm ins Leben gerufene Organisation des Schreckens hatte überall auf der Welt Stützpunkte, nur in London noch nicht. Diesen Fehler korrigierte Professor Kull kürzlich, indem er in unserer Stadt so einen Stützpunkt schaffen ließ. [2]

Der Mann war immens reich, doch er bekam den Hals nicht voll.

Noch mehr Geld bedeutete für ihn noch mehr Macht, deshalb riß er sich alles unter den Nagel, was er kriegen konnte, und er war in der Wahl seiner Mittel wirklich nicht zimperlich.

Zum Beispiel machte er aus Menschen gefährliche Wurmkiller, die für ihn töteten und dabei selbst zugrunde gingen. Obwohl sie das wußten, machte es ihnen nichts aus, ihr Leben für Professor Kull zu geben.

Das synthetische Blut, das sie in ihren Adern trugen, rief diese psychische Veränderung hervor. Ein ganzes Ölimperium holte sich Kull auf diese Weise, und er wollte auch alles haben, was Tucker Peckinpah besaß.

Um dieses Ziel zu erreichen, fädelte er eine heimtückische Entführung ein. Das Opfer war unser Freund, der Parapsychologe Lance Selby. Lance genoß das volle Vertrauen Tucker Peckinpahs, und das wollte sich Professor Kull zunutze machen.

Lance bekam das synthetische Blut des Wissenschaftlers in die Adern und wurde zu unserem Feind, zum Wurmkiller, der nur noch ein Ziel kannte: Tucker Peckinpah zu töten und mit ihm zu sterben.

Glücklicherweise bekam ich rechtzeitig Wind von der Sache und schickte Roxane zu dem Industriellen, damit sie auf ihn aufpaßte, und es dauerte auch nicht lange, bis Lance Selby erschien, um Professor Kulls Auftrag auszuführen.

Roxane wußte sich nicht anders zu helfen, als den Parapsychologen in einen magischen Tief schlaf zu versetzen. Seither lag Lance zu Hause und schlief.

Wenn Roxane ihn weckte, würde er sofort wieder losziehen, um sich Peckinpah zu holen, also ließ sie ihn weiter schlafen. Und wir mußten inzwischen versuchen – ähnlich wie bei Fystanat –, herauszufinden, wie man Lance helfen konnte.

Da Roxane sich mit Mr. Silver auf die Suche nach dem Sohn des Ex-Dämons begeben wollte, avancierte der kleine Cruv zu Tucker Peckinpahs Leibwächter, denn es war nicht auszuschließen, daß Professor Kull den Industriellen auf eine andere Weise auszuschalten versuchte.

Der kleine Cruv würde sich jedem Anschlag entgegenstellen, darauf konnten wir uns verlassen. Die Aufgabe, die ihm übertragen worden war, ehrte ihn. Er nahm sie so ernst, wie sie war, und er würde bestimmt über sich selbst hinauswachsen, wenn jemand versuchte, Peckinpah ein Haar zu krümmen.

Ich hörte gern, daß es bei Peckinpah und Cruv keine Probleme gab und bat den Kleinen, den Industriellen an den Apparat zu holen.

Es vergingen nur wenige Augenblicke, dann war Tucker Peckinpah am Telefon. »Hallo, Partner«, sagte ich.

»Was gibt's Tony?«

»Sie könnten wieder mal was für mich tun.«
»Jederzeit.«
»Wissen Sie, was ein Shlaak ist?«
»Nein.«
»Endlich mal einer, der es auch nicht weiß«, sagte ich. »Ich war nahe dran, einen Minderwertigkeitskomplex zu bekommen.«
»Also was ist ein Shlaak?« fragte der Industrielle wißbegierig. Ich klärte ihn so gründlich wie möglich auf und sagte ihm, daß sich solche Wesen in Londen eingefunden hatten.
Da Tucker Peckinpah über sagenhafte Verbindungen verfügte, die sich überallhin erstreckten und nicht nur auf England beschränkt waren, konnte ihm unter Umständen etwas zu Ohren kommen, was uns auf die Spur eines Shlaaks führte.
»Ich werde mich sofort darum kümmern, Tony«, versprach der Industrielle.
Ich grinste. »Ich weiß, daß ich mich wie stets auf Sie verlassen kann, Partner.«
Er versicherte mir, daß er die beiden anderen Dinge, um die er sich auch zu kümmern versprochen hatte, nicht aus den Augen verloren hätte.
Konkret ging es um den WHO-Arzt Frank Esslin, den wir als Freund verloren hatten. Frank war zum Söldner der Hölle geworden, und Peckinpah unternahm alle Anstrengungen, um ihn zu finden. Aber unser einstiger Freund schien sich in Luft aufgelöst zu haben.
»Vielleicht befindet er sich in einer anderen Dimension«, sagte ich.
Frank stand unter dem Schutz der Dämonin Yora, einer gefährlichen Totenpriesterin. Selbst wenn Peckinpah herausbekam, wo Frank Esslin lebte, würde es nicht leicht sein, an ihn heranzukommen.
Yora, das Mädchen mit dem Seelendolch, würde sich für ihren Schützling stark machen.
Die zweite Sache war mein magischer Ring, der mir jahrelang wertvolle Dienste im Kampf gegen die Ausgeburten der Hölle geleistet hatte. Man hatte ihn mir gestohlen, und Peckinpah setzte alles ein, um ihn mir wiederzubeschaffen. Bisher hatte er jedoch bedauerlicherweise in beiden Angelegenheiten keinen Erfolg zu verbuchen.
»Nur nicht entmutigen lassen, Partner«, riet ich ihm.
»Das sowieso nicht.«
»Beharrlichkeit führt zum Ziel, Partner«, erwiderte ich und schob den Hörer in die Halterung. Was. ich tun konnte, um auf die Shlaaks zu stoßen, hatte ich getan. Nun mußten wir warten, bis diese Saat aufging.

***

So wie Mr. Silver stammte auch Metal, der Silberdämon, aus der

Silberwelt. Aber Metal hatte sich nicht vom Bösen abgewandt. Er setzte seine Magie und seine übernatürlichen Fähigkeiten nach wie vor für die schwarze Sache ein, kochte hin und wieder aber auch sein eigenes Süppchen.

Als die schwarze Macht erfuhr, daß Fystanat zu Pakka-dee unterwegs war, schickte sie Metal, der ihn abfangen sollte. Metals Aufgabe war es, zu verhindern, daß sich Fystanat dem »Weißen Kreis« anschloß, und der Silbermann machte sich mit seiner Freundin, der Zauberin Arma, sogleich auf den Weg.

Er brachte einen Silbersarg mit, den Sarg der tausend Tode, in dem Fystanat ein qualvolles Ende finden sollte. Dieses Ende fand aber dann Arma in der silbernen Totenkiste.

Fystanat überstand dieses Abenteuer dank Tony Ballards und Mr. Silvers Eingreifen lebend, aber gelähmt.

Seit diesem Tag sann Metal nach Rache. Er hatte Arma verloren, Arma, seine treue Begleiterin, die ihm überhallhin gefolgt war. Seit sie nicht mehr lebte, fühlte sich Metal einsam.

Er wanderte ruhelos durch die Welten. Neue Begleiterinnen hätten sich angeboten, aber sie waren alle nicht wie Arma. Über diesen Verlust kam Metal nicht hinweg. Er haßte Tony Ballard und Mr. Silver wie die Pest, und er wollte sich an den beiden rächen.

Viele Rachepläne schmiedete er in der Vergangenheit. Er verwarf sie aber stets wieder, weil sie nicht grausam genug waren. Doch endlich war ihm eine Idee gekommen, die ihn hellauf begeisterte.

Er würde damit zuerst einmal Mr. Silver ungemein schmerzhaft treffen. Mit Tony Ballard würde er sich befassen, sobald der Ex-Dämon erledigt war.

Seit ihm die glorreiche Idee gekommen war, versuchte er Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, zu erwischen. Sie hatte die Fähigkeit, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln und machte davon in letzter Zeit häufig Gebrauch.

Sie suchte irgend etwas oder irgend jemanden. Wen oder was, das wußte Metal nicht. Es war ihm auch nicht wichtig. Sein Bemühen ging nur dahin, die Freundin Mr. Silvers einzufangen.

Aber sie war schnell. Wenn er hörte, wo sie war, und sich dorthin begab, war sie immer schon wieder weg. Er glaubte nicht, daß sie wußte, daß er sich an ihre Fersen geheftet hatte.

Aber wenn sie davon Kenntnis hatte, störte ihn das auch nicht. So oder so – er würde sie kriegen.

»Und dann, Mr. Silver, wird für dich Heulen und Zähneknirschen beginnen!« knurrte der Silbermann haßerfüllt.

Ihm kam zu Ohren, daß Roxane eine Beinahe-Entdeckung gemacht hatte und in dieser Richtung weitersuchte. Alles deutete darauf hin, daß sie finden würde, wonach sie so lange so intensiv gesucht hatte,

und für Metal stand fest, daß sie dann auf die Erde zurückkehren würde.

Er wollte schon dort sein, wenn sie dort ankam, deshalb eilte er der Hexe aus dem Jenseits voraus. Auf dem Weg zu seinem Ziel erfuhr der Silbermann eine weitere erfreuliche Neuigkeit: Shlaaks waren in London eingetroffen.

Er baute diese Energiefresser sogleich in seine Pläne ein. Er beabsichtigte, sich mit ihnen zusammenzutun. Ihre Hilfe würde ihm von großem Nutzen sein.

Unter Umständen brauchte er nicht einmal in Erscheinung zu treten, wenn die Falle um Roxane zuschnappte. Vielleicht brauchte er sie hinterher nur in Empfang zu nehmen.

Metal lachte. »Dann… Mr. Silver, dann … kommt meine große Zeit; die Zeit der grausamen Rache. Bis aufs Blut werde ich dich quälen, du verhaßter Bastard!«

Er dachte an Mago, den Jäger der abtrünnigen Hexen, auf dessen Wunschliste Roxane seit langem stand.

»Du bekommst sie nun nicht mehr!« murmelte Metal. »Roxane gehört mir! Ich habe Großes mit ihr vor! Versuche nicht, sie dir zu holen. Ich würde mich gegen dich stellen und dich vernichten… Ja, ich weiß, daß du im Besitz des Höllenschwerts bist, daß dich diese Waffe sehr stark macht – aber sie macht dich nicht unbesiegbar.«

Dann leuchteten Metals Augen auf, und seine Stimme wurde fast gierig.

»Ich werde Arma zurückbekommen«, sagte er. »Es ist nicht unmöglich. Der Höllennektar wird Roxane verändern. Sie wird nicht mehr wissen, wer sie ist. Ich werde ihr einen anderen Namen geben: Arma. Sie wird wie Roxane aussehen, aber innerlich mehr und mehr zu Arma werden. Und dann schließlich werde ich mit ihr das Tal der fremden Gesichter aufsuchen. Sie wird dort Roxanes Gesicht ablegen und Armas Gesicht erhalten. Und Mr. Silver wird es nicht verhindern können. Silver!« brüllte Metal übermütig. »Du verlierst Roxane an mich. Ich werde dafür sorgen, daß du die Umwandlung in jeder Phase miterlebst, und diese Qual wird dich in den Wahnsinn treiben.«

Schallend lachte der Silbermann. Nichts würde schmerzlicher sein für Mr. Silver als diese Rache.

Noch in der anderen Sphäre entdeckte Metal eine Spur, die ihn direkt zu dem Anführer der Shlaaks führte.

Verborgen hinter dem harmlosen Aussehen eines Menschen zog er die grausamen Fäden.

Er nannte sich Clint Harrison und hatte ein Netz für Susannah Bonner ausgelegt. Als er hörte, daß ihr Vater, der Richter, Erkundigungen über ihn einholte, schickte er einen seiner Artgenossen los, um Judge Bonner zu töten.

Susannah sollte zum Shlaak werden, doch zuvor wollte Clint Harrison noch ein wenig Spaß mit ihr haben. Später sollte sie ein Mitglied der Shlaakkolonie sein, die sie hier zurückließen.

Aber sie hatten es noch nicht eilig, diese Welt zu verlassen. Die Menschen waren schwach und ahnungslos, also willkommene Opfer für die Seelenräuber.

Harrison wohnte in einem Haus in Croydon. Es war nicht groß, und er trachtete, bei seinen Nachbarn nicht aufzufallen. Wenn ihn seine schwarzen Komplizen besuchten, mußten sie es stets in menschlicher Gestalt tun.

Sie machten niemals Croydon unsicher, sondern begaben sich in andere Gegenden, um hier unentdeckt zu bleiben.

Metal pirschte sich auf der Terrassenseite an das Haus heran. Man hätte auch den Silbermann für einen Menschen halten können, wenn man darüber hinwegsah, daß sein gewelltes Haar aus Silberfäden bestand und auch die Augenbrauen aus diesem Material waren.

Es brannte Licht in dem kleinen Haus. Metal sah einen schlanken blonden Mann, der nicht älter als fünfundzwanzig sein konnte. Gut sah der Bursche aus.

Hervorragend hat er sich getarnt, dachte der Silbermann. Niemand kann in ihm einen Shlaak erkennen. Aber mich kann er nicht täuschen. Ich spüre, was sich hinter dieser netten, ansprechenden Fassade verbirgt.

Metals Radar funktionierte selbst auf diese Entfernung sehr gut. Er erreichte die Treppe, die zur Terrasse hinaufführte. Seine sehnige Hand legte sich auf den Handlauf, die Finger schlossen sich um das glatte Holz.

Langsam stieg er hinauf, Clint Harrison nicht aus den Augen lassend.

Ob der Shlaak ihn schon witterte? Der Silberdämon war auf der Hut. Shlaaks sind unberechenbar. Sie wollen ihre eigenen Herren sein, lassen sich von anderen keine Vorschriften machen, und selbst innerhalb des schwarzen Verbandes nehmen sie eine Sonderstellung ein.

Wenn sie sich bedroht fühlen, greifen sie an. Ob Schwarzblütler oder nicht, sie machen keinen Unterschied, wenn sie glauben, daß ihnen Gefahr droht. In so einem Fall attackieren sie jeden.

Metal erreichte die Terrasse und schlich auf eine der beiden Türen zu. Sie war nicht geschlossen. Metal drückte die Tür behutsam auf, und während er dies tat, wurde sein Körper zu Silber.

Er wollte verhindern, daß ihm der Shlaak mit seinen Schlangenfingern gefährlich wurde. Noch hatte Clint Harrison normale Hände, ein hübsches Männergesicht, große, blaue Augen.

Doch das konnte sich im Handumdrehen ändern.

Das Telefon läutete. Metal zuckte zurück. Harrison begab sich an den

Apparat und meldete sich mit seinem Namen. Ein ganz normaler Mensch – so schien es…

»Der Richter ist erledigt«, sagte jemand am anderen Ende.

»Dann bin ich zufrieden«, sagte Harrison, und in seine blauen Augen trat ein harter, grausamer Ausdruck. »Und Susannah?«

»Man wird ihr sagen, daß ihr Vater an einem Herzanfall starb.«

»Irgendwelcher Ärger zu erwarten?«

»Nein…«

Da der Anrufer zögerte, weiterzusprechen, fragte Harrison hellhörig: »Was ist noch?«

»Da war ein Penner…«

»Und?«

»Er wird zu uns halten.«

Harrison grinste. »Dann ist es gut. Behalte Susannah im Auge«, trug er seinem Artgenossen auf und legte den Hörer in die Gabel.

Da gewahrte er hinter sich eine Bewegung und kreiselte herum.

Mitten im Living-room stand ein silberner Mann. Der Shlaak reagierte sofort. Er verlor sein menschliches Aussehen wurde zum Knochenmann und hob die Schlangenfinger.

***

Susannah ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. Jedesmal, wenn sie das Fenster erreichte, warf sie einen Blick auf die Straße hinunter. Es tat ihr leid, sich wieder einmal mit ihrem Vater gestritten zu haben, aber warum mußte er sich auch immer in ihre Angelegenheiten mischen?

Was hatte er gegen Clint Harrison? Wie konnte er behaupten, der Mann wäre ein Taugenichts, der sie täuschte? Besaß er wirklich eine so große Menschenkenntnis? Oder sah er schon in jedem Menschen einen Verbrecher, weil er als Richter täglich mit so vielen Ganoven zu tun hatte?

Nervös lauschte sie nach dem Brummen eines Autos, doch dieses Geräusch blieb aus. Am Fenster stehend, überlegte Susannah, ob sie nicht zu heftig gewesen war. Im Grunde genommen meinte es ihr Vater ja nur gut mit ihr. Durfte sie ihm das übelnehmen?

»Glaub mir«, hatte er einmal zu ihr gesagt – sie erinnerte sich noch genau daran, es war Abend gewesen, und sie hatte schon in ihrem Bett gelegen –, »glaub mir, Susannah, es wird im Leben niemanden geben, der es besser mit dir meint, als dein Vater. Deshalb möchte ich, daß du mit all deinen Sorgen zu mir kommst, damit ich dir helfen kann.«

Nun, sie brauchte keine Hilfe, wenn er auch diese Meinung vertrat.

Sie goß sich ihr Glas noch einmal mit Wodka voll und kehrte ans Fenster zurück. Nun kam es ihr schon ein wenig seltsam vor, daß so lange kein Wagen aus der Garage kam.

Was war mit ihrem Vater? Hatte er sich bei dem Streit so aufgeregt, daß er nun nicht Autofahren konnte? Saß er unten in der Tiefgarage, um abzuwarten, bis er sich beruhigt hatte?

Oder hatte die Aufregung sein Herz angegriffen? Sie erinnerte sich an einen Sonntag vor zwei Wochen. Da hatte sich ihr Vater plötzlich ans Herz gegriffen, leise gestöhnt und das Gesicht verzerrt.

»Um Himmels willen, Vater, geht es dir nicht gut?« hatte sie ihn zutiefst erschrocken gefragt.

Er atmete auf, ließ die Hand sinken und sagte: »Es ist schon wieder vorbei. Es war nur ein kurzer Stich.«

Sie nahm einen Schluck Wodka und überlegte, ob sie zur Tiefgarage hinunterfahren sollte. Ein uniformierter Polizist trat soeben aus der dunklen Ausfahrt.

Sie sah ihm nach. Er ging nicht weit, nur bis zur nächsten Straßenecke. Dort betrat er eine Fernsprechzelle und telefonierte.

Und Vater ist immer noch in der Garage, dachte Susannah. Ich muß mich darum kümmern. Ich muß nach ihm sehen.

Das schlechte Gewissen nagte mit einemmal in ihr. Grauenvolle Visionen peinigten sie. Vielleicht war ihr Vater so verzweifelt, daß er sich etwas antat. Er besaß eine Pistole…

»O Gott, nein!« stieß Susannah erschrocken hervor. Sie hatte immer versucht, ihrem Vater eine gute Tochter zu sein. Jedenfalls hatte sie ihr Leben stets so geführt, daß er sich ihretwegen nicht zu schämen brauchte.

Wenn sie sich auch in der Vergangenheit – und heute wieder – häufig mit ihm gestritten hatte, so liebte sie ihn doch. Sie trank ihr Glas aus, stellte es auf das Fensterbrett und eilte aus der Wohnung.

Nervös drückte sie auf den Rufknopf des Fahrstuhls.

Nicht einmal, sondern gleich Dutzende Male.

»Komm! Nun komm doch endlich, du lahmes Ding!« sagte sie aufgeregt.

Die Kabine traf ein. Susannah konnte nicht erwarten, bis sich die Türen endlich öffneten. Als es dann soweit war, machte sie einen großen Schritt vorwärts und drückte auf den Knopf der Tiefgarage.

Alles ging ihr viel zu langsam. Träge setzte sich der Aufzug in Bewegung. Er hatte es nicht eilig…

Aber dann… Tiefgarage … Endlich …

Die Türen glitten auseinander, und Susannah traf vor Schreck beinahe der Schlag. Etwa zehn Schritte vom Lift entfernt lag ihr Vater auf dem dunkelgrauen Asphalt und regte sich nicht.

»Vater!« schrie Susannah Bonner heiser.

Sie lief zu ihm, beugte sich über ihn und mußte zu ihrem Entsetzen erkennen, daß er nicht mehr lebte. Judge Bonner war tot. Sein Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Und Susannah glaubte, daran schuld zu sein.

***

Metal kniff die perlmuttfarbenen Augen zusammen. »Vorsicht!« zischte er den Shlaak an. »Laß dich jetzt zu keiner Unbesonnenheit hinreißen!«

Der Energiefresser startet dennoch einen magischen Angriff. Der Boden unter Metals Füßen fing an zu beben, doch der Silbermann stürzte nicht. Er machte die unsichtbare Kraft, die ihn zu Fall bringen sollte, mit seiner Gegenmagie zunichte und setzte seinen Feuerblick gegen den angriffslustigen Shlaak ein.

Aber er dosierte die Kraft der grellroten Lanzen, denn er wollte den Anführer der Seelenräuber nicht töten.

Die Strahlen sausten in dem Augenblick aus seinen Augen, als der Shlaak seine Eispfeile abschoß. Glitzernd rasten sie aus der Dunkelheit der großen leeren Augenhöhlen, fegten mit großer Geschwindigkeit auf Metal zu und zerschellten klirrend an seinem Silberkörper.

Wenn der Silberdämon nicht diese Schutzmaßnahme getroffen hätte, wäre er dem skelettierten Gegner unter Umständen unterlegen, denn die Eispfeile hätten auch seinen Bewegungsablauf erheblich verlangsamt.

Und wer nicht mehr schnell genug war, der war für einen Shlaak eine leichte Beute.

Metal wußte, daß dieser Gegner nach seiner Energie gierte. Eine Seele hatte er nicht, jedenfalls keine solche, an der der Shlaak interessiert war. Aber mit Energie war er prall gefüllt, und die hätte der Knochenmann gern gefressen.

Wenn es leicht ging, töteten Shlaaks auch hin und wieder Wesen, die auf der schwarzen Seite standen. Sie machten da keinen allzugroßen Unterschied. Hauptsache, sie konnten sich neue Energie einverleiben.

Die Eispfeile zerplatzten regelrecht. Kristallstücke flogen durch die Luft, schmolzen und klatschten als Wassertropfen auf den Boden.

Metals Feuerblick hieb mit großer Wucht gegen die Brust des Shlaaks, drang aber in den Knochenkörper nicht ein. Wenn der Silbermann mehr Kraft gegen seinen Gegner eingesetzt hätte, hätten sich die Feuerlanzen in das Skelett gebohrt. Es wäre im Zentrum des Feindes zu einer Explosion gekommen, die ihn zerrissen hätte.

Dieses Ende ersparte ihm Metal jedoch, weil er ihn brauchte. Sollte der Shlaak aber nicht erkennen, daß er im Moment auf Platz zwei rangierte, würde ihm Metal den Rest geben.

Die Feuerlanzen prallten gegen den Knochenmann, rissen ihn hoch und schleuderten ihn gegen die Wand.

Der Shlaak stieß einen krächzenden Schrei aus.

Metal hob die Silberhände. »Laß es genug sein!« knurrte er. »Oder

willst du, daß ich dich töte?«

Die Schlangenfinger des Knochenmanns peitschten aufgeregt hin und her.

»Wenn du mich noch einmal angreifst, vernichte ich dich!« warnte der Silbermann seinen vor Wut und Haß rasenden Gegner.

Der Shlaak wollte sich nicht damit abfinden, daß er keine Chance gegen den Silberdämon hatte.

»Ich bin nicht dein Feind!« klärte Metal die Situation.

Der Shlaak preßte seine Schlangenfinger auf die Knochenbrust.

Schmerzen peinigten ihn. Er wollte das dem Silbermann heimzahlen, war dazu jedoch nicht in der Lage.

Nicht, solange Metals Körper aus Silber bestand. Erst wenn er sich zurückverwandelte, konnten ihm die Eispfeile etwas anhaben. Zuerst die Eispfeile und dann die Schlangen…

Aber Metal war nicht so unvorsichtig, die Silberstarre, die ihn wirkungsvoll schützte, abzulegen.

»Also, was ist?« fragte er. »Wollen wir uns vertragen? Oder ziehst du es vor zu sterben?«

»Du hast mich angegriffen!« quetschte der Shlaak zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor.

»Das stimmt nicht.«

»Du bist in mein Haus eingedrungen! Ich werte das als Angriff! Ich habe nichts weiter getan, als mich verteidigt.«

»Na schön, und du hast draufgezahlt. Wir sollten es dabei bewenden lassen«, sagte Metal. »Ich hoffe, du hast gemerkt, daß ich dir überlegen bin. Deine Magie reicht nicht aus, um mich zu vernichten, hingegen könntest du dich gegen die volle Kraft meines Feuerblicks nicht schützen. Das heißt, daß du dich in der schwächeren Position befindest, solange mich die Silberstarre schützt. Ich würde an deiner Stelle das Friedensangebot annehmen.«

»Was willst du? Warum kommst du zu mir? Hast du die Absicht, meine Pläne zu durchkreuzen?«

»Deine Pläne interessieren mich nicht. Ich nehme an, du willst hier eine Shlaakkolonie schaffen.«

»Ja, das habe ich vor.«

Metal nickte. »Einverstanden. Ich habe nichts dagegen.«

Der Seelenräuber hob erstaunt die Knochenvisage. »Du hast nichts dagegen?«

»Warum sollte ich? Mir ist jede schwarze Aktivität recht, schließ- lich gehöre ich auch zur Streitmacht der Finsternis. Ich heiße Metal. Wie ist dein Name?«

»Ich nenne mich Clint Harrison.«

»Wenn du dich in menschlicher Gestalt verbirgst. Hast du als Shlaak keinen Namen?«

»Doch. Prommon.«
»Also, Prommon, wollen wir Frieden schließen?«
Der Shlaak zögerte.
Metal lachte rauh. »Was gibt es da zu überlegen? Wenn du nein sagst, töte ich dich auf der Stelle.«
Der Shlaak begriff, daß er den Silbermann nicht besiegen konnte, deshalb nickte er.
»Ich schlage vor, du nimmst wieder menschliche Gestalt an«, sagte Metal.
»Warum?«
»Ehrlich gesagt, ich traue dir nicht und möchte nicht, daß du dich doch noch über mich hermachst.«
»Ich kann dir nichts anhaben, solange du aus Silber bestehst.«
»Als Clint Harrison habe ich dich besser unter Kontrolle«, sagte Metal.
Der Shlaak veränderte sich. Aus der grauenerregenden Horrorgestalt wurde wieder ein gutaussehender blonder, blauäugiger Mann.
»Zufrieden?« fragte Clint Harrison.
»Ja. Setz dich.« Metal wies auf einen Sessel. Sobald der Shlaak Platz genommen hatte, legte er die Silberstarre ab. »Keine Tricks«, sagte er. »Darauf würde ich mit einem vernichtenden Schlag reagieren. Du konntest die Erfahrung machen, daß ich dir mit meinen Kräften überlegen bin.«
»Ja, ja«, knurrte Clint Harrison alias Prommon unwillig. »Hältst du mich für einen Schwachkopf? Ich habe begriffen.«
Der Silbermann grinste. »Freut mich, daß du es endlich einsiehst.«
»Darf ich endlich erfahren, was du von mir willst?« erkundigte sich Prommon unfreundlich.
»Hier in London lebt ein zweiter Silberdämon. Sein Name ist Mr. Silver. Hast du von ihm schon gehört?«
»Nein«, sagte Prommon. »Wenn du ihn suchst, kann ich dir nicht helfen.«
Metal bleckte die Zähne. »Ich suche ihn nicht. Ich weiß, wo er zu finden ist.«
»Dann verstehe ich nicht, weshalb du meine Kreise störst. Wir Shlaaks haben mit deinem Freund nichts zu schaffen.«
Metal lachte. »Freund! Freund nennt er ihn!« Er starrte den Shlaak durchdringend an. »Mr. Silver ist nicht mein Freund, Prommon. Mein Todfeind ist er. Niemanden hasse ich mehr als ihn! Er kämpft auf der Seite des Guten«, sagte Metal. »Seit langem schon. Wenn er wüßte, daß du dich mit seinen Shlaaks hier befindest, würde er alles daransetzen, um euch zu vernichten. Wir haben also einen gemeinsamen Feind, Prommon, den wir gemeinsam bekämpfen sollten. Was hältst du von meinem Vorschlag? Früher oder später

kommt euch Mr. Silver auf die Schliche, dann seid ihr eures Lebens nicht mehr sicher. Deshalb ist es vernünftiger, zuerst zuzuschlagen.«

Prommon dachte nach. Es dauerte eine Weile, bis er sagte: »Ich glaube, du hast recht, Metal. Wenn man von einer Gefahr weiß, muß man sie ausschalten, bevor sie zur Bedrohung wird.«

»Richtig. Aber wir werden den Schlag nicht direkt gegen Mr. Silver führen.«

»Warum nicht?« fragte der Shlaak erstaunt.

»Weil ich nicht will, daß Mr. Silver stirbt.«

»Er ist dein und unser Todfeind.«

»Ja, deshalb soll er ganz langsam vor die Hunde gehen.«

»Und wie erreichen wir das?« wollte Prommon wissen.

Es blitzte gefährlich in Metals perlmuttfarbenen Augen. »Indem wir uns Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, holen. Sie ist seine Freundin. Sein Herz hängt mit jeder Faser an ihr. Wenn wir ihm Roxane nehmen, bricht er innerlich zusammen. Auf den Knien will ich diesen Bastard sehen. Schwach, hilflos, erledigt. Der Schmerz muß seinen Geist töten, und wenn er nur noch ein zitterndes, jammerndes Bündel ist, werde ich ihm den Todesstoß geben.«

»Warum haßt du ihn so sehr?«

»Weil er mir Arma genommen hat. Sie war eine Zauberin, war meine Freundin. Sie begleitete mich überallhin, war meine Kampfgefährtin, war immer an meiner Seite, wenn ich die Dimensionen durchwanderte. Unzähligen Gefahren trotzten wir – bis wir den Auftrag erhielten, Fystanat, den Mann aus der Welt des Guten, abzufangen. Weißt du, wer Pakka-dee ist?«

»Nein«, sagte Prommon.

»Auch vor ihm mußt du dich in acht nehmen. Er stammt wie Fystanat aus der Welt des Guten und hat hier in London den ›Weißen Kreis‹ gegründet, eine Vereinigung, die alle schwarzen Aktivitäten bekämpft. Fystanat wollte sich dem ›Weißen Kreis‹ anschließen, Arma und ich sollten es verhindern. Wir hätten Fystanat gekriegt, wenn sich nicht Mr. Silver und sein Freund Tony Ballard für ihn eingesetzt hätten. Genau genommen ist Tony Ballard schuld an Armas Tod, aber das spielt jetzt keine große Rolle mehr. Tony Ballard und Mr. Silver – sie müssen beide sterben. Aber zuerst der Silberdämon, denn solange er sich an Ballards Seite befindet, ist schlecht an diesen heranzukommen. Mr. Silver war für viele Dämonen schon eine unüberwindbare Barriere, deshalb werde ich zuerst ihn aus dem Weg räumen und mich anschließend um Tony Ballard kümmern. Nach und nach werde ich seinen ganzen Freundeskreis zerschlagen. Den Anfang mache ich mit Mr. Silver, indem ich mir Roxane hole. Ich werde ihr den Höllennektar einflößen, und sie wird sich verändern, wird zu Arma werden. Nichts kann Mr. Silver schmerzhafter treffen!«

Wer Metal so voller Haß reden hörte, konnte sich nicht vorstellen, daß er und Arma einmal mit Tony Ballard und Mr. Silver Seite an Seite gekämpft hatten.

Es war in der Welt der Pavian-Dämonen gewesen, auf Protoc. Damals hatten sie gemeinsame Interessen gehabt, hatten gegen Raghoora, den Affenkaiser, gekämpft und ihn besiegt. [3]

Doch danach trennten sich ihre Wege, und als sie wieder aufeinander trafen, standen sie einander als Feinde gegenüber.

»Du willst dir also Roxane holen«, sagte Prommon, der Anführer der Shlaaks.

»Sie befindet sich zur Zeit noch in einer anderen Dimension, wird aber in Kürze hier eintreffen.«

»Und dann sollen wir sie in Empfang nehmen.«

»Sie ist gefährlich, weiß sich verdammt gut zu verteidigen, aber wenn wir ihr zahlenmäßig überlegen sind, hat sie keine Chance.«

Clint Harrison alias Prommon nickte langsam. »Gut, wir werden dich unterstützen.«

»Ihr tut es auch in eurem eigenen Interesse«, versicherte Metal.

»Wer Roxane hat, kann Druck auf Mr. Silver ausüben. Sobald die Hexe aus dem Jenseits meine Gefangene ist, sind dem Ex-Dämon die Hände gebunden. Dann kann er auch gegen euch, meine Verbündeten, nichts unternehmen.«

»Ein kluger Schachzug«, sagte Prommon. »Ich denke, wir sollten wirklich den Pakt schließen und diese Sache, die von gemeinsamen Interesse ist, zusammen anpacken.«

Metal lachte zufrieden. »Genau das sage ich ja.«

***

Warum gewöhne ich mich nicht daran? dachte Vicky Bonney und blickte nervös auf die Uhr. Immer wenn Tony fort ist, stehe ich unter Strom und kann mich kaum konzentrieren.

Sie deckte seufzend ihre Schreibmaschine zu, hatte ein paar Leserbriefe beantwortet, die sie morgen zur Post bringen würde. Vicky war als Schriftstellerin sehr erfolgreich. Ihre Bücher wurden in acht Sprachen übersetzt, und zwei davon hatte Hollywood verfilmt. Es wurden Kassenschlager, und da Vicky an den Einnahmen prozentuell beteiligt war, floß eine Menge Geld auf ihr Bankkonto.

Kürzlich hatte sie sich entschlossen, weniger Bücher zu schreiben und Tony Ballard mehr bei seiner gefährlichen Arbeit zu unterstützen. Er war von diesem Entschluß zwar nicht sonderlich begeistert gewesen, aber wenn Vicky sich etwas in den hübschen Kopf setzte, war sie nicht so leicht wieder davon abzubringen.

Tony machte deshalb das Beste daraus. Er trainierte hart mit ihr, verbesserte ihre Karatetechnik, erhöhte auf dem Schießstand im Keller

laufend ihre Treffsicherheit, schärfte ihre Reflexe und hoffte, daß all das ausreichte, um aus ihr ein Mädchen zu machen, das keine allzu leichte Beute für schwarzblütige Gegner war.

Obwohl Vicky wußte, daß ihr Freund ein geübter Kämpfer war, den die Erfahrung lehrte, wie man mit der Gefahr leben und überleben konnte, hatte sie oft ein flaues Gefühl im Magen, wenn er eine neue Aufgabe in Angriff nahm.

Sie wollte es sich nicht eingestehen, aber in ihrem Unterbewußtsein schlummerte ein schrecklicher Gedanke: Irgendwann einmal wird Tony das Haus verlassen und nicht mehr zurückkommen. Irgendeinen Kampf wird er mal verlieren. Es kann dieser sein – oder der nächste… Irgendeiner …

Vicky Bonney erhob sich und verließ das Arbeitszimmer. Die Leere des Hauses bedrückte sie. Sie fühlte sich einsam. Tony Ballard und Mr. Silver waren unterwegs.

Roxane befand sich auf ihrer Pendeltour durch die Dimensionen, um endlich eine Spur von Silver II zu entdecken… Das Haus war verwaist.

Einen Moment dachte Vicky daran, nach nebenan zu gehen. Im Nachbarhaus wohnten Lance Selby und Oda, die Weiße Hexe. Aber die Stimmung, die im Nachbarhaus herrschte, war so trist, daß Vicky lieber daheim blieb.

Lance befand sich im magischen Tiefschlaf, und niemand konnte ihm helfen. Oda war darüber sehr unglücklich, doch Worte vermochten sie kaum zu trösten. Stundenlang saß sie an Lance Selbys Bett und sah ihn stumm an.

Sie befürchtete, ihn verloren zu haben, und im Moment sah es wirklich nicht sehr gut für ihn aus. Wecken konnte man ihn nicht, und Oda war es fast so, als wäre er tot.

Nein, Vicky war jetzt nicht in der Verfassung, sich dieses schmerzliche Elend im Nachbarhaus anzusehen. Sie bedauerte, daß Professor Kull entkommen konnte. Die härteste Strafe hätte dieser gewissenlose Schurke verdient, aber ihm gelang die Flucht, und Vicky Bonney war davon überzeugt, daß man bald wieder von ihm hören würde.

Das Telefon läutete und riß die blonde Schriftstellerin aus ihren Gedanken. Sie ging an den Apparat. Am anderen Ende war Tucker Peckinpah.

»Ist Tony schon zu Hause?« fragte der Industrielle.

»Nein. Er wollte mit Mr. Silver diesen Zirkus aufsuchen.«

»Das hat er getan, und er hat sich inzwischen bei mir gemeldet.«

»Bei mir nicht«, sagte Vicky leicht gesäuert. Er hätte auch mich anrufen und mich informieren können, dachte sie ärgerlich. Schließlich interessiert mich ebenfalls, was läuft.

»Er wird in Kürze heimkommen«, sagte Tucker Peckinpah.

»Was fanden er und Mr. Silver im Zirkus heraus?« wollte Vicky Bonney wissen.
»Wissen Sie, was ein Shlaak ist?«
»Nein.«
Der Industrielle lachte kurz. »Bis zu Tonys Anruf wußte ich es auch nicht«, sagte er und klärte Vicky auf. Er sprach von den drei Tornados, berichtete, daß es sich um sogenannte Neutral-Dämonen handle, und daß Tony von ihnen einen sehr wertvollen Tip erhalten hatte: Ein Shlaak könne Fystanat erlösen. Das Gift aus den Schlangenfingern eines Shlaaks würde Fystanats magische Starre aufheben.
»Das ist ja fantastisch!« rief Vicky Bonney begeistert aus.
»Ja, das wäre es, wenn man wüßte, wo diese Shlaaks stecken. Tony bat mich, zu versuchen, eine Spur dieser Energiefresser zu finden.«
»Und?« fragte Vicky gespannt.
»Nun, eine direkte Spur ist es nicht, aber mir kam etwas zu Ohren, das vielleicht von Bedeutung sein könnte.«
»Und zwar was?«
»Durch einen der Kanäle, die mich ständig mit der Polizei verbinden, sickerte durch, daß Richter George Bonner heute abend gestorben ist.«
Vicky Bonney wußte, wer Judge Bonner war. Man konnte hin und wieder seinen Namen in der Zeitung lesen. Die Prozesse, die er leitete, hatten häufig großes Gewicht und waren für die Öffentlichkeit von Interesse. Noch nie hatte jemand die Rechtsprechungen dieses Richters kritisiert. Das ausgeprägte Rechtsempfinden dieses Mannes war vielen seiner Kollegen ein Beispiel.
»Woran starb Judge Bonner?« wollte Vicky Bonney wissen.
»Herzschlag«, antwortete Tucker Peckinpah knapp. »Er war bei seiner Tochter Susannah, hatte Streit mit ihr, scheint sich dabei stark aufgeregt zu haben, und in der Tiefgarage, auf dem Weg zum Wagen, brach er dann tot zusammen.«
»Das ist zwar sehr bedauerlich, aber warum erzählen Sie mir das? Wo ist da eine Verbindung zu den Shlaaks, Mr. Peckinpah?«
»Die kommt jetzt«, sagte der Industrielle. »Ein Mann namens Clive Hogan phantasiert von einem Skelett, das den Richter angegriffen und getötet hat. Die Polizei nahm das lediglich zur Kenntnis, mißt der Aussage jedoch keine Bedeutung bei.«
»Wieso nicht?«
»Hogan ist schwerer Alkoholiker. Er war mal ein ziemlich guter Rechtsanwalt, wie ich herausfand, doch heute ist er rettungslos dem Suff verfallen. Die Polizei denkt, der Penner habe eine Wahnvorstellung gehabt. Doch er phantasiert immer noch von einem uniformierten Polizisten vom 671. Revier, der sich vor seinen Augen in ein Skelett mit grünen Schlangenfingern verwandelte…«
»In einen Shlaak.«

»Das vermute ich. Judge Bonner starb an keinem Herzschlag, sondern die Begegnung mit diesem Seelenräuber kostete ihn das Leben.«
»Waren keine Spuren von Gewalteinwirkung zu entdecken?«
»Nein. Shlaaks töten, ohne Spuren zu hinterlassen. Ihre Opfer sehen aus, als wären sie eines natürlichen Todes gestorben. Das macht es so gut wie unmöglich, herauszufinden, wie viele Shlaakopfer es bereits zu beklagen gibt. Wenn es diesen Augenzeugen nicht gäbe, wäre die Herzschlagtheorie nicht zu erschüttern.«
»Sie sagten zweimal, Hogan würde phantasieren.«
»Das ist richtig, Vicky. Den Mann schüttelt zur Zeit ein schweres Fieber.«
»Wo befindet er sich?«
»Im Männerheim.« Peckinpah nannte die Adresse.
»Vielen Dank für die Information«, sagte Vicky Bonney.
»Ich hoffe, Sie unternehmen nichts auf eigene Faust, Vicky, das wäre Tony bestimmt nicht recht. Warten Sie lieber, bis er heimkommt. Er muß in wenigen Minuten da sein.«
Vicky bedankte sich noch einmal für den Anruf und legte den Hörer auf die Gabel. Tony konnte auf der Heimfahrt aufgehalten werden. Ihm konnte auch eine Idee kommen, die ihn veranlaßte, die Heimfahrt zu verschieben. Vicky sah endlich eine Möglichkeit, sich nützlich zu machen, deshalb beschloß sie, das Männerheim aufzusuchen und mit Clive Hogan zu reden.

***

Es war ein altes, häßliches Backsteingebäude, vor dem das Taxi hielt. Vicky Bonney stieg aus, der Wagen fuhr weiter. Sie schob den Trageriemen ihrer Handtasche an der Schulter hoch, während sie das Gebäude betrachtete.
Das Männerheim… Für viele die letzte Station. Tiefer ging’s nicht mehr. An den Fenstern erschienen bleiche Gesichter mit verlebten, vom Alkohol aufgedunsenen Zügen.
Vicky trug eine neue Derringer-Pistole, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, und drei silberne Wurfsterne, die die Form eines Pentagramms aufwiesen und ebenfalls geweiht waren, in ihrer Handtasche.
Die Sterne waren ein Geschenk von Professor Bernard Haie an Tony Ballard. Haies Lieblingsschüler, der Chinese Chao Kai, brachte sie – sechs Stück –, und Vicky beanspruchte gleich drei davon.
Oftmaliges Üben machte das ehrgeizige Mädchen zu einer wahren Meisterin. Was sie mit den Sternen treffen wollte, traf sie auch.
Sie betrat das düstere Männerheim. Bevor sie wegging, hatte sie sich telefonisch mit dem Heimleiter, einem gewissen Ron Carpendale, in Verbindung gesetzt. Der Mann war nicht gerade sehr freundlich zu ihr

gewesen.
»Hogan ist krank. Es hat keinen Zweck, ihn zu besuchen«, sagte er abweisend.
»Der Mann hat etwas gesehen, was vielleicht von großer Wichtigkeit ist«, entgegnete Vicky Bonney ärgerlich.
»Ach, Unsinn. Hogan phantasiert. Er hat hohes Fieber.«
»Ich werde ihn mir trotzdem ansehen.«
»Ich hätte die Möglichkeit, Ihnen das zu verwehren, Miß Bonney. Schließlich leite ich dieses Haus und bin für seine Bewohner verantwortlich.«
»Ich will Ihnen mal etwas sagen Mr. Carpendale!« sagte Vicky scharf. »Ich bin mit Tucker Peckinpah befreundet. Wer das ist, brauche ich Ihnen wohl nicht zu erklären. Sollten Sie die Absicht haben, mich daran zu hindern, Clive Hogan zu sehen, sorge ich dafür, daß Sie die längste Zeit Leiter dieses Männerheimes waren, haben wir uns verstanden?«
Ron Carpendale hustete. »Sie brauchen doch nicht gleich mit so schweren Geschützen aufzufahren, Miß Bonney. Ich habe nicht gesagt, daß ich Sie nicht zu Hogan lasse. Ich sagte lediglich, daß ich die Möglichkeit hätte, es Ihnen zu verwehren.«
»Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie von dieser Möglichkeit Abstand nehmen würden.«
»Ich will in Ihrem Fall gern eine Ausnahme machen«, lenkte der Leiter des Männerheimes ein.
»In zwanzig Minuten bin ich bei Ihnen.«
»Ich werde Sie erwarten«, versprach Ron Carpendale.
Und nun war sie hier, trat ein in dieses düstere Haus, das erfüllt war von einem penetranten Gestank, und suchte Carpendales Büro auf. Er saß an einem schäbigen Schreibtisch, und als er sich erhob, sah Vicky Bonney, daß er überdurchschnittlich groß war.
Auf den ersten Blick sah er wie dreißig aus, auf den zweiten Blick aber wie fünfzig. Er hatte dichtes, sandfarbenes Haar, ein breites, nichtssagendes Gesicht und gesunde große Zähne.
»Miß Bonney?« fragte er zaghaft.
»Ja, hier wäre ich.«
Er lächelte verlegen. »Es tut mir leid, daß ich am Telefon…« Er wies auf den Apparat. »… so unfreundlich war. Aber Damenbesuche darf ich für gewöhnlich hier nicht dulden. Was glauben Sie, was da los wäre? Das reinste Sodom und Gomorrha würde aus diesem Männerheim im Handumdrehen werden. Bitte nehmen Sie Platz.«
Er wollte sich setzen, da aber Vicky stehenblieb, blieb er es auch.
»Wie geht es Hogan?« erkundigte sich Vicky.
»Er hat über vierzig Grad Fieber.«
»War schon ein Arzt bei ihm?«

Carpendale nickte. »Dr. Penrose. Er hat ihm etwas gespritzt, aber das Fieber will nicht runter.«

»Phantasiert er noch?«

»Ja, lauter verrücktes Zeug. Ich habe ihn deshalb in ein Einzelzimmer legen lassen. Sonst macht er noch das ganze Heim rebellisch.«

»Würden Sie mich zu ihm führen?«

»Selbstverständlich, Miß Bonney«, sagte Ron Carpendale kriechend. »Und… ich hoffe, Sie werden Mr. Peckinpah gegenüber nichts Nachteiliges über mich sagen. Sie können natürlich mit jeder Unterstützung von meiner Seite rechnen.«

Der Name Tucker Peckinpah hatte Carpendale erstaunlich schrumpfen lassen. Vicky Bonney nahm an, daß der Industrielle das Männerheim mit regelmäßigen Zuwendungen unterstützte.

»Ich darf vorausgehen«, sagte er devot und kam um seinen Schreibtisch herum.

Vicky verließ mit ihm das Büro. Über eine abgetretene Treppe gelangten sie in den ersten Stock. Oben angelangt, blieb der Leiter des Männerheims kurz stehen.

»Mir kommt vor, als hätte Hogan den Verstand verloren. Aber im Fieber sagen die Leute ja manchmal die tollsten Dinge.«

»Welche Tür?« fragte Vicky Bonney.

Etwa zwanzig Türen gab es. Carpendale wies auf jene, die ihnen am nächsten war. Er wollte sie bis an Hogans Bett begleiten, doch Vicky sagte ihm, sie wolle mit dem Mann allein sein.

Das war Carpendale sichtlich angenehm. Er öffnete die Tür für sie und sagte: »Wenn Sie etwas brauchen, stehe ich Ihnen zur Verfügung.«

»Danke, Mr. Carpendale«, sagte Vicky kühl.

»Sehen Sie bei mir noch mal kurz rein, wenn Sie gehen, damit ich Bescheid weiß?«

»Kann ich machen«, sagte Vicky Bonney und betrat das Zimmer.

Sie schloß die Tür hinter sich und blickte auf den Mann, der mit rotglühenden Wangen im Bett lag.

Er atmete heftig, als hätte er eine lange Strecke in kurzer Zeit laufend zurückgelegt. Der Schweiß glänzte auf seinem Gesicht. Vicky trat langsam näher.

Der Schüttelfrost ließ Clive Hogan heftig mit den Zähnen klappern. Aus weit aufgerissenen, glasigen Augen starrte er Vicky an.

Sein Gesicht verzerrte sich, aber nur die linke Hälfte, die rechte schien gelähmt zu sein. Seiner Kehle entrang sich ein Laut, der sich wie ein tierhaftes Knurren anhörte. Feindselig klang es.

Vicky Bonney beugte sich über ihn. Seine Ausdünstung war unangenehm. »Mr. Hogan!« sagte das blonde Mädchen eindringlich.

»Mr. Hogan, können Sie mich verstehen?«

Die Antwort war wieder ein aggressives Knurren.
»Verstehen Sie, was ich sage?«
Knurren…
»Mein Name ist Vicky Bonney. Sie haben hohes Fieber, Mr. Hogan. Man sagte mir, Sie hätten phantasiert. Von einem uniformierten Polizisten sollen Sie gesprochen haben, der sich in ein Skelett verwandelte, in ein Skelett mit Schlangenfingern. Niemand glaubt Ihnen das, Mr. Hogan. Niemand, außer mir. Ich glaube Ihnen. Ich weiß, daß Sie die Wahrheit gesagt haben, daß Sie nicht phantasieren. Ich bin davon überzeugt, daß Sie dieses Skelett tatsächlich sahen. Es griff Judge Bonner an. Sie wurden Zeuge eines heimtückischen Mordes. Der Richter starb an keinem Herzschlag. Er wurde das Opfer eines Shlaaks, so nennt man die grauenerregenden Wesen.«
Die Brust des Penners hob und senkte sich rasch. Aber nur die linke Seite. Das fand Vicky Bonney eigenartig.
»Sind Sie halbseitig gelähmt, Mr. Hogan?« fragte sie.
Hogans rechter Arm schien dünner zu sein als der linke. Seine Hand zitterte furchtbar.
»Ich glaube, es ist ein Nervenfieber, das Sie peinigt«, sagte Vicky Bonney. »Verständlich, wenn man bedenkt, welchen Horror Sie erlebt haben. Würden Sie mir in allen Einzelheiten schildern, was sich in dieser Tiefgarage ereignete? Sind Sie dazu in der Lage, Mr. Hogan? Es wäre immens wichtig für mich, alles über diesen Shlaakangriff zu erfahren. Mein Freund, Tony Ballard, ist Dämonenjäger. Dinge, wie Sie sie erlebt haben, sind uns nicht fremd. Wir suchen angestrengt nach einer Spur, die uns zu den Shlaaks führt. Sie können uns vielleicht den entscheidenden Hinweis geben. Verstehen Sie, was ich sage? Sind Sie in der Lage, zu sprechen?«
Der Mann stieß einen wilden Schrei aus, setzte sich mit einem jähen Ruck auf, und Vicky wich einen Schritt zurück.
Auf einmal loderte Haß in Hogans Blick.
Oder war es Mordlust?
Oder Wahnsinn…?
»Ja!« keuchte der Penner. »Ja, ich habe… den Shlaak gesehen! Ich lag in einem Wagen, war betrunken, wollte schlafen … Und dann kam er … Zuerst als Polizist, aber das … blieb er nicht lange. Er wurde zu einem Knochenmann mit Schlangenfingern. In dieser Gestalt … wartete er auf Judge Bonner, und als der Richter kam, fiel der Shlaak … über ihn her!« Hogan lachte. »Bonner hatte nicht die geringste Chance!«
»Das freut Sie?« fragte Vicky Bonney erschüttert.
»Warum nicht? Der Seelenräuber hat bekommen, was er wollte!«
»Diese Attacke kostete einen Menschen das Leben!«
»Was macht das schon? Es gibt so viele Menschen… auf dieser Welt!

Zu viele!«
Vicky schauderte. Der Mann war nicht bei Sinnen. »Sie wissen nicht, was Sie reden!«
»Ich weiß es, Miß Bonney, ich weiß es… sehr genau!« knurrte der Penner ganz hinten in der Kehle. »Ein Nervenfieber schüttelt mich – denken Sie. Aber das stimmt nicht. Es ist das Shlaakfieber, von dem ich … befallen bin. Wissen Sie, wann es auftritt? Wenn ein Mensch im Begriff ist, zum Shlaak zu werden!«
Diese letzten Worte brüllte der Mann heraus, und dann sprang er mit einem wilden Satz aus dem Bett!

***

Vicky Bonney wich zurück Hogan stand zwischen ihr und der Tür.
Er lachte gemein. »Hier kommst du nicht lebend raus, Mädchen!«
fauchte er. »Was in der Tiefgarage alles passiert ist, möchtest du wissen. Nun, ich will es dir gern erzählen, denn du wirst keine Gelegenheit mehr haben, deinem Freund, dem Dämonenjäger, davon zu berichten… Als der Shlaak den Richter getötet hatte, als er George Bonners Energie gefressen hatte, wollte ich fliehen, doch das ließ der Seelenräuber nicht zu. Er entdeckte mich und setzte mir den Shlaackeim in den Körper.«
»Kann man diesen Keim nicht zerstören?« fragte Vicky Bonney.
Der Penner schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Von dem Moment an, wo der Keim in mir war, war ich ein Shlaak. Es wird noch eine Weile dauern, bis ich diese Gestalt annehmen kann, aber ein Mensch bin ich nicht mehr.« Er lachte rauh. »Du sitzt in der Falle, Mädchen!«
»Wo sind die anderen Shlaaks?«
»Sie treiben sich in der Stadt herum, auf der Suche nach Opfern.«
»Wie viele sind es?«
»Das weiß ich nicht.«
»Gibt es einen Anführer?«
»Ja.«
»Wie ist sein Name?«
»Prommon. Was er befiehlt, geschieht.«
»Wo versteckt er sich?«
Hogan lachte blechern. »Alles mußt du wieder auch nicht wissen, Mädchen.« Sein Gesicht wurde schlagartig ernst, und dann setzte die Verwandlung ein. Es war ein grauenerregendes Schauspiel.
Die rechte Gesichtshälfte wurde zu einer bleichen Totenfratze.
Eine tiefe Schwärze lastete in der großen leeren Augenhöhle. Haut und Fleisch verschwanden von Hogans rechtem Arm, und an seiner Hand bewegten sich auf einmal gefährliche grüne Schlangen.
Vicky Bonney hatte ein Wesen vor sich, das halb Mensch und halb Shlaak war!

***

Wir trafen zu Hause ein und fanden das Haus leer vor. Es beunruhigte mich, daß Vicky Bonney nicht daheim war. Sie hatte keine Nachricht hinterlassen, wohin sie sich begeben hatte.

»Vielleicht ist sie drüben bei Lance und Oda«, meinte Mr. Silver.

»Siehst du mal nach?« fragte ich den Hünen mit den Silberhaaren.

Er verließ das Haus und blieb zehn Minuten weg. Als er wiederkam, hielt ich einen Pernod im meiner Hand und blickte ihn gespannt und fragend an. Er schüttelte den Kopf.

»Sie war heute noch nicht drüben«, sagte Mr. Silver.

Ich nahm einen Schluck von meinem Drink. »Das mißfällt mir.«

»Ich glaube nicht, daß wir uns um Vicky Sorgen zu machen brauchen. Sie ging bestimmt nur auf einen Sprung weg«, meinte der Ex-Dämon.

»Pakka-dee meldet sich nicht, Peckinpah auch nicht«, sagte ich ungeduldig. »Dabei ist Warten das, was ich am schlechtesten kann.«

»Manchmal geht's nicht anders«, tröstete mich der Hüne mit den Silberhaaren.

Das Telefon läutete. Ich stand neben dem Apparat und grapschte mir den Hörer. »Ballard.«

»Peckinpah«, kam es durch den Draht.

»Na, Partner, wurden Sie fündig?«

»Ja, hat es Ihnen Vicky nicht erzählt?«

»Kein Wort. Sie ist nämlich nicht zu Hause.«

»Das habe ich befürchtet, deshalb rufe ich noch mal an.«

»Machen Sie mir jetzt bloß keine Angst, Partner!«

»Ich habe Vicky gebeten, auf Sie zu warten.«

»Was haben Sie ihr erzählt?«

Der Industrielle rasselte es herunter, und ich spürte, wie sich meine Kopfhaut zusammenzog. Vicky wollte beweisen, daß sie sich auch allein nützlich machen konnte.

An und für sich war ein Penner, den ein heftiges Fieber schüttelte, keine Gefahr für meine Freundin. Weiß der Teufel, warum ich mir trotzdem Sorgen um sie machte.

War es mein sechster Sinn, der mir Gefahr für Vicky Bonney signalisierte? Bildete ich mir die Gefahr bloß ein? Wie auch immer, ich bedankte mich für den Anruf und rauschte mit Mr. Silver gleich wieder ab. Unser Ziel war das Männerheim.

***

Der Shlaak griff an. Vicky Bonney brachte sich vor seinen Schlangenfingern mit einem Sprung zurück in Sicherheit. Sie stieß gegen einen Tisch, ein Stuhl fiel um.

Hogan lachte. Schrecklich war er anzusehen. Die Trennlinie verlief

senkrecht. Links war er Mensch, rechts Shlaak. Vicky öffnete die Handtasche. Das gefährliche Horrorwesen attackierte sie erneut.

Vicky versuchte an Hogan vorbeizukommen, doch er stieß sie mit der linken Hand zurück und wollte mit den grünen Schlangenfingern nach ihrer Kehle greifen.

Sie tauchte unter dem Knochenarm weg, holte die Derringer-Pistole heraus, nahm die Waffe in die Linke, griff noch einmal in die Handtasche und bewaffnete sich auch noch mit einem Wurf stern, den sie jedoch nicht schleuderte, sondern gegen die rechte Seite des Ungeheuers preßte.

Der Shlaak brüllte auf und torkelte zurück. Jetzt hätte ihn Vicky töten können, doch sie tat es nicht. Hogan mußte ihr noch Fragen beantworten. Ein Wutanfall trieb ihn dem Mädchen noch einmal entgegen.

Vicky erhielt einen Schlag, der sie schmerzte. Benommen erkannte sie, daß das Ungeheuer Oberwasser bekam.

Wild stieß sie mit dem Wurfstern zu. Mehrmals. Doch Hogan wußte jetzt, daß er sich davor in acht nehmen mußte. Vicky traf ihn kein einziges Mal. Sie konnte das nicht verstehen. War ihr Gegner wirklich so schnell? Oder war sie so langsam?

Sie setzte mehr Tempo in ihren Angriff. Der Shlaak wich zur Seite.

Seine Schlangenfinger fegten auf das Gesicht des Mädchens zu.

Vicky federte in die Hocke, schnellte aber gleich wieder hoch. Die Schlangenhand wischte knapp über sie hinweg, und nun stürzte sie sich auf Hogan.

Der Wurfstern berührte seinen Knochenschädel.

Erneut brüllte er auf und torkelte bis zur Tür zurück. Es blinkte kalt in der Schwärze seiner Augenhöhle, und dann raste ein Eispfeil auf Vicky Bonney zu.

Aber das Mädchen reagierte diesmal mit einer Schnelligkeit, die verblüffend war. Ein Sprung nach links genügte. Der Eispfeil, der ihre Bewegungen auf ein Zeitlupentempo herabgemindert hätte, verfehlte sie knapp und hieb gegen die Wand, wo er zerbrach.

Welche Wirkung der Pfeil aus Eiskristallen gehabt hätte, wußte Vicky nicht. Sie glaubte, ein Treffer wäre tödlich gewesen. Damit der Shlaak nicht noch so einen Pfeil abschießen konnte, schleuderte das Mädchen nun den Wurfstern. Sie zielte genau.

Und traf!

Die Silberzacken nagelten Hogan an die Tür fest. Sie hatten sein Hemd erwischt. Rechts. Wo der Ärmel den Knochenarm verbarg.

Ehe sich Hogan losreißen konnte, hatte Vicky Bonney schon den zweiten Wurfstern aus der Handtasche geholt und geschleudert.

Das gezackte Silber hackte sichknapp neben der linken Wange des Penners ins Holz, und Stern Nummer drei saß so knapp neben der

halben Knochenfratze, daß Hogan den Kopf nicht mehr zu bewegen wagte, denn jede Berührung mit den Wurfsternen wäre für ihn sehr schmerzhaft und entkräftend gewesen. »Und die da ist mit geweihten Silberkugeln geladen!« sagte Vicky Bonney und richtete die Waffe auf das Ungeheuer.

»Nein!« gurgelte das Scheusal. »Nicht schießen!«

»Wie viele Shlaak gibt es?«

»Ich sagte es schon mal, ich weiß es nicht!«

»Prommon ist der Anführer. Wo finde ich ihn?«

»Er nennt sich Clint Harrison.«

»Und wo wohnt Clint Harrison?«

Hogan sagte es ihr. »Aber du darfst nicht zu ihm!«

»Warum nicht?«

»Weil ich es nicht zulasse. Sonst bin ich ein Verräter!« Hogan nahm seine ganzen erwachenden dämonischen Kräfte zusammen.

Sie wurden von den Strömen geschwächt, die die silbernen Wurfsterne umflossen, aber es gelang ihm dennoch, sich loszureißen.

Mit einem häßlichen Ratschen zerriß das Hemd, als das Ungeheuer sich vorwärts wuchtete. Durch das große Loch im Ärmel war der Skelettarm zu sehen. Vicky zögerte nicht.

Der Shlaak hatte ihr alles gesagt. Mehr konnte sie von ihm nicht erfahren. Also war er wertlos. Und brandgefährlich. Von Hogan selbst hatte sie gehört, daß er kein Mensch mehr war, daß er als Mensch nicht mehr existierte. Einen Shlaak durfte Vicky nicht leben lassen.

Deshalb drückte sie ab.

Das Scheusal warf sich direkt in die Flugbahn ihrer geweihten Silberkugel. Sie wußte nicht, ob sie Hogan noch mit der Pistole hätte töten können, wenn er bereits ganz zum Shlaak geworden wäre.

Für dieses Zwitterwesen aber reichte der eine Schuß. Die Kugel traf ihr Ziel, und das Horrorwesen brach erledigt zusammen.

Jetzt verließ der Keim des Bösen den Körper. Fleisch umhüllte allmählich wieder die blanken Knochen, die Finger waren keine lebenden Schlangen mehr, die Totenvisage verschwand, vor Vicky lag ein toter Mann.

Sie spürte plötzlich einen Kloß in ihrem Hals.

Jedermann würde jetzt denken, sie habe einen Menschen erschossen.

Das Gegenteil war schwer zu beweisen. Niemand war Zeuge des Geschehens gewesen. Niemand konnte bestätigen, daß Clive Hogan ein Ungeheuer gewesen war. Vicky ging an dem toten Penner vorbei. Sie brauchte sich keine Vorwürfe zu machen. Nicht sie hatte den Mann getötet, sondern ein Shlaak. Sie hatte lediglich ein gefährliches Monster vernichtet, und das erachtete sie als ihre Aufgabe.

Sie holte die Wurfsterne, ließ sie in die Handtasche gleiten und schob die Derringer-Pistole hinein. Als sie die Tür öffnete, sah sie, daß der

Schuß nicht ungehört geblieben war.

Auf dem Gang standen all die Jammergestalten, die in diesem Männerheim wohnten. Gescheiterte Existenzen, die sich auf einer Talfahrt befanden, deren Tempo täglich zunahm.

Ihr Blick erinnerte an den eines geprügelten Hundes. Sie wichen ängstlich zurück, als das Mädchen aus dem Zimmer trat. Die Männer starrten an ihr vorbei und sahen den Toten auf dem Boden liegen.

Alle hielten Vicky Bonney für eine Mörderin. Sie war in dieses Haus gekommen, um einen Mann aus ihrer Mitte herauszuschießen.

Clive Hogan lebte nicht mehr. Er war erschossen, ermordet worden.

Und dieses blonde Mädchen, das aussah wie ein gütiger Engel, hatte es getan!

***

Die Shlaaks lagen auf der Lauer. Metal hatte die Sache klug eingefädelt. Prommon standen genügend Wesen zur Verfügung, um eine perfekte Falle aufzubauen. Wenn Roxane von ihrer Dimensionsreise zurückkehrte, würde die Falle blitzschnell zuschnappen.

Es war eine finstere, einsame Gegend, in der Roxane zurückerwartet wurde. Für gewöhnlich kehrte die Hexe aus dem Jenseits direkt in Tony Ballards Haus zurück, doch diesmal hatte Metal dafür gesorgt, daß ihr das nicht möglich war.

Er schuf zusammen mit Prommon ein Kraftfeld, das sie ableitete, und so würde sie nicht direkt in der Chichester Road eintreffen, sondern etwas abseits. Slade Walk hieß die dunkle enge Gasse.

Prommon hatte den uniformierten Polizisten von Susannah Bonner vorerst abgezogen und zu den anderen Shlaaks geschickt.

Der Mann nannte sich Detective Keith Simpson. Sein richtiger Name aber war Woccy. Es hatte bis vor kurzem einen Polizisten dieses Namens gegeben, doch jetzt lebte der Mann nicht mehr. Woccy hatte ihm seine Seele geraubt und seine Energie gefressen.

Nun trat Woccy in Simpsons Gestalt auf, während der echte Polizist auf dem Grund der Themse lag.

Woccy stand auf einem der Dächer. Ein Wald von Schornsteinen ragte um ihn herum auf. Hier sollte sich Roxanes Schicksal erfüllen.

Gegen die Übermacht würde sich die Hexe nicht durchsetzen können.

Der Shlaak richtete seine Geistfühler in weite Fernen und konzentrierte sich auf die Wahrnehmung von gegnerischer Magie, doch vorläufig erreichten ihn noch keine Impulse.

Der Uniformierte vom 671. Revier schritt langsam über das Dach.

Kurz sah er einen schwarzen Komplizen in der Dunkelheit des Slade Walk auftauchen. Der Shlaak – noch in menschlicher Gestalt – zog sich gleich wieder zurück.

Stille herrschte. Die Gegend schien völlig ausgestorben zu sein. Ein Geisterviertel… Wie geschaffen für den Überfall.

Woccy wurde unruhig. Seine Haut verfärbte sich. Er sah nicht ein, warum er sich noch länger hinter dem lästigen Menschenkörper verstecken sollte. Hier war er sicher. Er brauchte niemanden zu täuschen. Warum sollte er sich der Nacht also nicht so präsentieren, wie er wirklich aussah?

Die Verwandlung setzte sehr schnell ein. Aus Detective Keith Simpson wurde im Handumdrehen Woccy, wie ihn seine Artgenossen kannten. Ein Knochenmann, die Verkörperung des absoluten Grauens, ein gnadenloser Dämon, Seelenräuber und Energiefresser.

In seinem Höllenschädel rumorte es. Er hatte von Prommon den Befehl erhalten, Roxane zu attackieren, zu überwältigen, aber nicht zu töten.

Woccy gehorchte für gewöhnlich ohne Widerrede, doch diesmal sah er nicht ein, warum die Hexe ungeschoren davonkommen sollte.

Das war doch ein Wesen mit viel Energie.

Roxane hatte wesentlich mehr Energie als ein Mensch, und Woccy gierte danach. Noch nie hatte er von Prommon so einen unsinnigen Befehl erhalten, deshalb hatte er bisher auch stets gehorcht.

Wenn Prommon aber so eine hervorragende Gelegenheit ausließ, an geballte Energie zu kommen, wollte Woccy nicht mitspielen. Die anderen würden wahrscheinlich gehorchen.

Er aber nicht.

Er wollte Roxanes Energie fressen!

Hinterher würde Prommon zwar toben, aber was geschehen war, würde er nicht mehr ungeschehen machen können. Wenn Roxane tot war, war’s eben nicht mehr zu ändern.

Woccy würde sich nicht einmal entschuldigen und auch nicht behaupten, er hätte den Befehl falsch verstanden. Wenn er Roxanes Energie in sich hatte, würde er vorübergehend stärker sein als jeder andere Shlaak. Ein Vorteil, den er sich vielleicht zunutze machen sollte.

Prommons Position hätte ihm zugesagt. Natürlich würde Prommon die Führungsposition nicht freiwillig abgeben. Woccy würde mit ihm kämpfen müssen, doch wenn er sich Roxanes Energie einverleibt hatte, würde er stark genug sein, um Prommon zu besiegen.

Der Gedanke gefiel Woccy.

Nicht mehr länger Untergebener sein… Anführer der Shlaaks! Er, Woccy, würde grausam sein und rücksichtslos vorgehen. Prommon war zu weich. Fehler wie diesen würde Woccy niemals machen.

Es gab so viele Dämonen, über die sie herfallen konnten, in denen auf jeden Fall mehr Energie steckte als in diesen armseligen Menschen.

Woccy wußte, daß die Idee, Roxanes Leben zu schonen, nicht von Prommon stammte. Metal, der Silberdämon, steckte dahinter. Woccy konnte nicht verstehen, warum Prommon die Bedingungen des Silbermannes akzeptiert hatte.

Er hätte Bedingungen stellen müssen, nicht umgekehrt.

Metal war nur ein einzelner Dämon, sie aber waren viele, deshalb sollte es sich der Silbermann lieber nicht einfallen lassen, in das bevorstehende Geschehen einzugreifen.

Die Hexe aus dem Jenseits sollte sterben!

Da war ein Geräusch hinter Woccy. Der uniformierte Knochenmann kreiselte herum. Es blitzte kalt in seinen Augenhöhlen, und er hätte beinahe zwei Eispfeile abgeschossen, aber dann erkannte er, daß ein schwarzer Komplize auf das Dach geklettert war, auf dem er auf Roxanes Eintreffen wartete.

»Warum bleibst du nicht auf deinem Posten?« zischte Woccy.

»Ich möchte mit dir reden«, sagte der Angesprochene. Sein Name war Brunceen.

»Die Hexe kann jeden Moment eintreffen!«

»Eben um diese Hexe geht es«, sagte Brunceen.

»Hast du Angst vor ihr?« fragte Woccy höhnisch.

»Ich habe vor niemandem Angst«, fauchte Brunceen.

»Nur vor Prommon.«

»Auch vor dem nicht«, behauptete Brunceen. »Ich bin zum erstenmal mit Prommons Befehl nicht einverstanden.«

»Ich auch nicht. Prommon wird weich«, sagte Woccy. Er nahm die günstige Gelegenheit wahr, Brunceen jetzt schon für sich zu gewinnen. »Eine solche Entscheidung hätte er früher nicht getroffen.«

»Du hast recht, Woccy, Prommon wird weich. Er fürchtet Metal. Wir brauchen einen neuen Anführer.«

»Hast du schon jemanden ins Auge gefaßt?« fragte Woccy lauernd. »Wer würde sich als Anführer deiner Meinung nach besser eignen als Prommon?«

»Du«, sagte Brunceen geradeheraus. »Wärst du bereit, Prommons Platz einzunehmen?«

Es gehörte zu Woccys Taktik, nicht sofort ja zu sagen. »Das käme darauf an, was die anderen Shlaaks dazu sagen.«

»Mit denen würde ich sprechen, wenn du dich prinzipiell mit der Übernahme der Führungsposition einverstanden erklärst.«

Woccy nickte. »Also gut. Prinzipiell wäre ich bereit, die Shlaaks anzuführen.« Diese Entwicklung sagte ihm zu. Prommons Thron wackelte gewaltig. In Kürze würde er stürzen, und auf dem neuen Thron würde Woccy sitzen.

Brunceen sagte: »Sobald wir Roxane haben, verwende ich mich für dich.« Er kehrte auf seinen Posten zurück, und fünf Minuten später

traf Roxane ein. Ahnungslos ging sie den Shlaaks in die Falle…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 37 »Die Kamikaze-Monster«, Tony Ballard Nr. 38 »Das zweite Leben des Mortimer K.«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 37 »Die Kamikaze-Monster«, Tony Ballard Nr. 38 »Das zweite Leben des Mortimer K.«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 12 »Der Silbermann«